

Oskar Weggel

# Chinas Außenpolitik am Ende des 20. Jahrhunderts

## Teil 1: Der innere Schaltplan

### Gliederung

- 1 Das unterirdisch verborgene Schaltwerk
- 1.1 Gespeichertes historisches Wissen: Wie die Geschichte weiterrumort
  - 1.1.1 Gibt es für China eine „richtige“ Außenpolitik?
  - 1.1.2 Wie Traditionen weitervererbt werden
  - 1.1.3 Chinesische Außenpolitik „verstehen“ lernen
- 1.2 Drei Erinnerungsschichten: Fingerabdrücke und Spurenelemente der Vergangenheit
- 1.2.1 Erinnerungsschicht Nr.1: Die subversive Kraft der Tradition und ihre 5:4:3-Nachwirkung
  - 1.2.1.1 Ein Reich ohne „Außenpolitik“. Fünf Konsequenzen
    - 1.2.1.1.1 Keine Außenorgane, keine „Diplomatie“ und kein Völkerrecht
      - 1.2.1.1.2 Keine festen Außengrenzen
      - 1.2.1.1.3 Keine „nationalen Interessen“: Ausgangspunkt für eine besondere Betrachtungsmethodik
      - 1.2.1.1.4 Belehrung statt Diplomatie
      - 1.2.1.1.5 Personalisierung des „Außenverhaltens“
    - 1.2.1.2 „Quasi“-Außenpolitik als Nebenabteiler: Vier Hauptelemente
      - 1.2.1.2.1 Mitte
      - 1.2.1.2.2 Hierarchie, Familienordnung und Tributsystem
        - 1.2.1.2.2.1 Kult und Kanon: Das Tributsystem
        - 1.2.1.2.2.2 Die antihierarchische und antitributäre Gegenwelt
        - 1.2.1.2.2.3 Impansionismus: Nicht Territorial-, sondern Modell- und Ideenexpansion
      - 1.2.1.2.4 Primat der Politik, vor allem der Innenpolitik
        - 1.2.1.2.4.1 Die Politik als Leitmotiv
        - 1.2.1.2.4.2 Der Triumph des Zivilmandarinats über das Militär
    - 1.2.1.3 Bedingungsstrukturen traditionellen „Außen“-Verhaltens: Drei Leitmotive
      - 1.2.1.3.1 Ordnungsversessenheit: China als geborene Stabilisierungsmacht
      - 1.2.1.3.2 Defensivhaltung
      - 1.2.1.3.3 Landgebundenheit und antimaritimes Credo

### 1 Das unterirdisch verborgene Schaltwerk

#### 1.1 Gespeichertes historisches Wissen: Wie die Geschichte weiterrumort

##### 1.1.1 Gibt es für China eine „richtige“ Außenpolitik?

Seit den 80er Jahren hat China *seine* Linie in der Außenpolitik gefunden, d.h. sich – nach zahlreichen mehr oder weniger verunglückten „Revolutions“-Ansätzen – auf einen Kurs eingependelt, wie er ihm von der eigenen Geschichte vorgezeichnet worden ist.

Sollte es noch eines Beweises dafür bedürft haben, wie selbstzerstörerisch es sein kann, von den historischen Vorgaben abzuweichen, so wäre er durch den außenpolitischen Schiffbruch des maoistischen Klassenkampfes erbracht worden. Damals zeigte es sich auf besonders drastische Weise, wie ein Volk von seiner Geschichte um so schneller wieder eingeholt werden kann, je eiliger es ihr zu entkommen versucht: Dialektik der Geschichte!

Gerade ein Land wie China, dessen politische Elite seit 221 v.Chr. fast pausenlos um eine zentralstaatliche Ordnung bemüht war, hat in einem Dauerexperiment nach und nach Kernelemente der Politik und des Außenverhaltens entwickelt, die der geographischen Lage, den wirtschaftlichen Bedingungen und der Gesellschaftsstruktur eines „Reichs der Mitte“ nun einmal am besten angemessen waren und die, von Generation zu Generation weitergereicht, Verbindlichkeitscharakter angenommen haben.

Mit ihren Anleitungsempfehlungen wirken diese Elemente wie ein innerer Schaltplan – und mit ihren Anpassungszwängen funktionieren sie wie ein inneres Radar.

##### 1.1.2

#### Wie Traditionen weitervererbt werden

Auf welchem Wege aber sind diese Erfahrungen weitervermittelt worden? Was in einer Gesellschaft als „normal“ gilt, wird dem einzelnen in einem langen Erziehungsprozeß durch Elternhaus, Schule und „lebenslanges Lernen“ vermittelt. Wie maßgebend bei dieser Grundlegung das chinesische Elternhaus mitwirkt, wurde spätestens im Licht der 30jährigen maoistischen Revolution deutlich, die im chinesischen Denken zunächst zwar ein unauslöschliches Siegel hinterlassen zu haben schien, die aber, kaum hatte sich der reformerische Kurs (1978 ff.) durchgesetzt, bereits wieder „vergessen“ war. Die Erzieher in der vorschulischen Phase waren ja nicht formale Pädagogen und auch nicht Politiker dieser oder jener Couleur, sondern Familienmitglieder gewesen: in aller Regel also spontane Befürworter ideologisch ungefilterter – und damit konservativer – Einstellungen, die das Immer-schon-so-Gewesene spontan weitervermittelten, ob es sich nun um Regeln des Alltags oder aber um politische Positionen handelte.

Gerade in den Ausnahmejahren der maoistischen „Revolution“ war also deutlich geworden, daß die frühkindliche Orthogenese weitaus tiefere Spuren hinterlassen hatte als jede spätere Erziehungseinwirkung und daß der *cantus firmus* der Tradition, der damals angestimmt worden war, durch die offiziellen Erziehungseinflüsse des maoistischen China kaum noch übertönt werden konnte.

##### 1.1.3

#### Chinesische Außenpolitik „verstehen“ lernen

Ziel des vorliegenden Kapitels ist es, einen Beitrag zum Verständnis der Sondersituation Chinas sowie des chinesischen Selbstverständnisses zu leisten. Chinas außenpolitisches Auftreten sollte nicht nur von außen her, d.h. nach europäischen Maßstäben „erklärt“, sondern von innen her nachvollzogen werden können. Immer wieder wundert man sich, wie sehr das „Reich der Mitte“ schlicht durch die europäische Brille betrachtet wird und wie sich die meisten westlichen Politiker und Journalisten darauf beschränken, das Verhalten der Volksrepublik genauso zu bewerten wie den Habitus europäischer Länder, z.B. Dänemarks oder Ungarns. Diese Gleichsetzung ist nicht nur deshalb merkwürdig, weil sich die *verstehende*



Geisteswissenschaft (im Gegensatz zur *erklärenden* Naturwissenschaft) schon seit dem frühen 19. Jh. als eine selbstverständliche Methode der Hermeneutik durchgesetzt hat, sondern auch deshalb, weil chinesische Außenpolitik sich durch drei höchst ungewöhnliche Besonderheiten auszeichnet: Geht es bei ihr doch um das Außenverhalten (1) des bevölkerungsreichsten Staats dieser Erde, der (2) eine von keiner anderen modernen Nation auch nur annäherungsweise erreichte zentralstaatliche Kontinuität von 2132 Jahren (211 vor bis 1911 n.Chr.) aufzuweisen hat, in deren Verlauf es (3) bis zum Beginn des 20. Jh. nie so etwas wie Außenpolitik nach westlichem Verständnis gegeben hatte.

Mit Rücksicht auf die genannten Besonderheiten, nicht zuletzt aber auch angesichts der wachsenden Bedeutung eines 1,2-Mrd.-Staats für die internationale Politik, sollte es nicht zuviel verlangt sein, einige historische Vermächtnisse des Reichs der Mitte zur Kenntnis zu nehmen und mit ihrer Hilfe das außenpolitische Verhalten der Volksrepublik „von innen her“ verstehen zu lernen.

## 1.2

### Drei Erinnerungsschichten: Fingerabdrücke und Spurenelemente der Vergangenheit

Aufgabe des vorliegenden Abschnitts ist es, wie gesagt, die elementaren Aktions- und Reaktionsmuster aufzuzeigen, die von den Chinesen selbst als sinnstiftend empfunden werden und die außenstehenden Beobachtern den Ariadnefaden für ein besseres „Verstehen“ chinesischen Außenverhaltens liefern können.

Diese Muster stammen, wie bei einem Land mit so langer Geschichte nicht weiter verwunderlich, aus verschiedenen historischen Schichten: bei einer Untersuchung der chinesischen Außen- und Sicherheitspolitik ist es deshalb keineswegs damit getan, lediglich die fünf Jahrzehnte seit Ausrufung der Volksrepublik ins Visier zu rücken. Ergänzend sind vielmehr zwei weitere Aggregatzustände des Reichs der Mitte in Augenschein zu nehmen, nämlich das historische China, wie es bis hin zum Beginn des Opiumkriegs von 1840/41 agiert hat, nicht zuletzt aber auch das gedemütigte China, das zwischen 1841 und 1949 einen 108jährigen „Verkehrsunfall“ zu verkraften hatte, und daraus Lehren zog, die auch in dem seit 1949 zu altem Selbstbewußtsein wiedererwachten Reich immer wieder Warnsignale aussenden.

Vor allem seit Einleitung des Reformkurses (1978 ff.) beginnt die Außenpolitik ein Profil zu zeigen, das in vielfacher Hinsicht an Gesichtszüge der Tradition erinnert. Es wäre ja auch höchst verwunderlich gewesen, hätten 2000 Jahre Kontinuität keine Spuren im modernen Außenverhalten hinterlassen.

Allerdings können Erfahrungen, wie sie hier dreifach abgespeichert sind, im Zeichen einer interdependent gewordenen Welt nicht einfach ungefiltert mit in die Praxis hineingenommen werden. Vielmehr gilt es, in einem zweiten Anlauf, die Spontanreaktionen „zeitgemäß“ zu operationalisieren, sei es nun – wie im Zeitalter des Maoismus geschehen – durch Klassenkampfarmumente oder sei es, wie heute üblich, durch Überlegungen wirtschaftlicher Art. Diese Sekundärreaktionen sind in einem späteren Kapitel darzustellen.

Zunächst soll der Scheinwerfer auf die historischen Präliminarien und Bedingungsstrukturen gerichtet werden, die auch in der Außenpolitik der Volksrepublik im-

mer wieder als Chiffren, wenn nicht als Determinanten hervortreten, und deren Fortwirkung sich leichter erschließt, wenn man von Anfang an auf sie vorbereitet ist.

### 1.2.1

#### Erinnerungsschicht Nr.1: Die subversive Kraft der Tradition und ihre 5:4:3-Nachwirkung

##### 1.2.1.1

#### Ein Reich ohne „Außenpolitik“. Fünf Konsequenzen

Einer der verblüffendsten Funde, die bei der Auseinandersetzung mit traditioneller chinesischer Politik auftauchen, ist die Tatsache, daß das Reich der Mitte keine „Außenpolitik“ betrieben, d.h. zumindest keine jener Verhaltensweisen inszeniert und keiner jener Spielregeln gehorcht hat, die nach modernem westlichen Verständnis nun einmal zum Repertoire internationaler Politik gehören.

Der Grund für diese „monistische“, d.h. Innen- und Außenpolitik miteinander verzahnende Praxis bestand darin, daß die Welt als einheitliches Ganzes „unter dem Himmel“ (*tianxia*) [1] und die Menschheit als ein Filigran von Völkerschaften begriffen wurde, die entweder mehr zum „inneren“ oder aber eher zum „äußeren“ (und damit fremden) Bereich zählten: Zwei Hauptkriterien pflegten diese Grenze zwischen „innen“ und „außen“ zu bestimmen, nämlich vor allem der Grad der kulturellen Affinität, d.h. also der Internalisierung chinesischer – zumeist konfuzianischer – Normen, z.T. aber auch die sozioökonomische Existenzform, an die sich sogleich wieder bestimmte Werturteile knüpften: als „kulturnah“ galt hierbei das Ackerbauertum, während sich die Nomaden der nördlichen Steppen und die Waldbewohner im Süden des Reiches fast automatisch als „Barbaren“ eingestuft sahen:

Im Licht der Zivilisationskriterien kam es dabei zu Bezeichnungen, die für die betreffenden Völker nicht gerade schmeichelhaft waren. Die „nördlichen Barbaren“ (*di*) [2] etwa wurden mit einem Schriftzeichen bedacht, das einen „Hunde“-Bestandteil enthält, die (ursprünglich in Sichuan beheimateten) „westlichen Barbaren“, die *qiang* [3], führten ein „Schaf“ (*yang*) [4] in dem ihnen zugeordneten Ideogramm und die „südlichen Barbaren“, die *yeman* [5], gar ein „Insekt“. Der Begriff *yeman* transportiert bis auf den heutigen Tag Vorstellungen wie „unzivilisiert, barbarisch, primitiv, brutal und grausam“. Ein „brutales Massaker“ wird z.B. mit dem Adjektiv *yeman* konkretisiert! Diese wenig zartfühlenden Bezeichnungen, in denen auch Hybris und Herablassung zutage trat, sind in aller Regel aufgrund mangelhafter Kenntnis der betreffenden Völker verteilt worden. Einmal in die Annalen eingegangen, schleppten sie sich dort in aller Regel über die nächsten Jahrhunderte weiter.

Welche Hautfarbe diese Völkerschaften aufwiesen, welcher Rasse sie angehörten oder welcher Religion sie anhängen, blieb dabei meist im Dunkeln: Was zählte, war ihre Unzivilisiertheit, d.h. ihr kultureller Abstand zum Reich der Mitte, der erhalten geblieben war, obwohl doch die Menschen eigentlich erziehbar gewesen wären und sich deshalb für die wahre Kultur hätten erwärmen können!

In dieser universalistisch begriffenen Welt gab es, ähnlich wie zu Zeiten des römischen Weltreichs, weit und breit keinen ebenbürtigen Partner, so daß *Zhongguo* [6] als einziger Polarstern (*beichen*) [7] am Himmel hing und als solcher dazu prädestiniert schien, von den Planeten umkreist



zu werden; kein Zufall übrigens, daß dieses Polarsternbild mit zur Hauptsignatur des Konfuzianismus gehört.

Diese Vorstellung von Universalreich hatte fünf praktische Konsequenzen: Es gab keine Außenorgane und kein Völkerrecht, keine Außengrenzen und keine „nationalen Interessen“ im modernen Sinne. „Außenpolitik“ wurde statt dessen durch Pädagogik und Erziehung ersetzt – und erwies sich schon dadurch als Weltinnenpolitik, die auf weite Strecken hin mit Personalisierungsstrategien einherging.

#### 1.2.1.1.1

##### Keine Außenorgane, keine „Diplomatie“ und kein Völkerrecht

In allererster Linie fällt auf, daß es nirgends Außenorgane im Sinne der modernen westlichen Staatenpraxis gab: Seit der Han-Zeit hatten sich sechs leitende Verwaltungsressorts herauskristallisiert, die in der Praxis der Tang-Dynastie zu den *liu bu* [8] („sechs Ministerien“) ausgebaut und bis an die Schwelle des 20. Jh. beibehalten wurden. Es waren dies das Beamten-, das Finanz-, das Riten-, das Kriegs-, das Justiz- und das Arbeitsministerium. Was hier auf den ersten Blick fehlte, war ein eigenes Auswärtiges Amt. Auch ein diplomatischer Apparat war nicht vorhanden, geschweige denn eine Außenwirtschaftsbürokratie.

Außenangelegenheiten gehörten statt dessen zum Zuständigkeitsbereich des Ritenministeriums, das im wesentlichen mit der Beaufsichtigung korrekter Rituale sowie später auch der regelentsprechenden Durchführung des „Tributsystems“ beauftragt war (dazu unten 1.2.1.2.2).

Konsequenterweise fehlte es auch an einem „Völkerrecht“, das ja übrigens auch in der westlichen Welt erst mit dem Westfälischen Frieden Eingang in die internationale Praxis gefunden hat. Zur Zeit des Römischen Weltreichs, das sich als Universalstaat begriffen und keine gleichberechtigten Partner neben sich anerkannt hatte, war Völkerrecht a priori ausgeschlossen. Aber auch in den Vorstellungen des europäischen Mittelalters, die ebenfalls noch universalstaatlich geprägt waren (man denke an die Zwei-Schwerter-Lehre, derzufolge Kaiser und Papst die Macht über das christliche Abendland innehatten), war für Völkerrecht kein Platz gewesen. Erst als sich mit dem Beginn der Neuzeit der Begriff der Souveränität durchsetzte, der zunächst im Zeichen der Fürsten- und erst viel später der Volkssouveränität stand, gab es mit einem Male auch gleichberechtigte Völkerrechtssubjekte, die über sich keine höhere Macht mehr dulden wollten und die nun um so mehr darauf bedacht sein mußten, *zwischen* sich verlässliche Rechtsbeziehungen herzustellen. Die Souveränität ist m.a.W. zum Dreh- und Angelpunkt jeglichen Völkerrechts geworden. Wo es andererseits keine gleichberechtigten Partner gibt, kann auch keine völkerrechtliche Ordnung greifen.

Wie aber hätte ein „Reich der Mitte“, das in seinem asiatischen Umfeld weit und breit keine ebenbürtige Macht entdecken konnte, je „Gleichberechtigung“ eines anderen anerkennen können, zumal ja Stufenordnungen und Hierarchien ohnehin zu den staatsphilosophischen Prämissen der chinesischen Ordnung gehörten!?

Dieser Doppelglaube an die Ungleichheit und an die Einzigartigkeit des Reichs der Mitte verhinderte auch, daß im traditionellen China jemals eine Vorstellung aufkommen konnte, die dem neuzeitlichen europäischen Konzept

von einem „Konzert der Mächte“, d.h. einem polyzentrischen Interaktionssystem mit mehreren gleichberechtigten Beteiligten nahegekommen wäre.

Die universale Gesellschaft bestand nach traditionellen Vorstellungen vielmehr aus unzähligen Pyramiden, die an der Basis bei den Familien begannen, über Clans und Dorfgemeinschaften nach oben analog fortgesetzt wurden und schließlich – schon jenseits der Wolkengrenze – zur Spitze des Kaisers, d.h. des Himmelssohns hin ausmündeten.

In der Familie wirkte der Vater, im Clan der Älteste, in der Schule der Lehrer, im Regierungsbezirk der Mandarin, im Gesamtstaat der Kaiser und in der internationalen Umwelt das „Reich der Mitte“ als Pyramidenspitze – und damit als Verhaltensmodell: zumindest sollte es nach chinesischer Auffassung so sein!

Nicht „Konzert der Mächte“, sondern „Völkerfamilie“ mit dem pater familias China an der Spitze – dies etwa war die „außenpolitische“ Grundvorstellung der Tradition. China war Familienvater, Leitbild und Lehrer. Undenkbar, daß ein anderer Staat dem Reich der Mitte auch nur von ferne das Wasser hätte reichen können! Als der englische König Georg III. zu Beginn des 19. Jh. mit dem chinesischen Kaiser in Korrespondenz treten wollte, erschien dies dem Hof in Beijing so absurd, ja makaber, daß er den Avancen von vornherein eine Abfuhr erteilte.

Man kann sich vorstellen, wie ungeheuerlich der konfuzianischen Elite vor dem Hintergrund einer solchen Tradition westliche Forderungen erschienen sein mußten, ein Außenministerium einzurichten, westliches Völkerrecht zu übernehmen und mit „ausländischen Teufeln“ auf gleichem Fuße zu verhandeln!

#### 1.2.1.1.2

##### Keine festen Außengrenzen

Im Licht der universalstaatlichen Vorstellungen des Reichs der Mitte konnte es auch keine festen Außengrenzen geben. Die Ränder des Reichs der Mitte wurden daher nicht durch Grenzbäume – und übrigens auch nicht durch Mauern – markiert, welche letztere ja lediglich Verteidigungsfunktionen hatten, sondern einzig und allein durch die Nähe oder durch die Ferne zur chinesischen Kultur. Man wurde demnach als Chinese nicht geboren, sondern erzogen. Vorherrschend waren lediglich gewisse Polaritätsvorstellungen, die eine exakte Fixierung der Staatsgrenzen geradezu ausschlossen, so z.B. die Dialektik zwischen *guo* [9] (Staat) und *tianxia* („unter dem Himmel“), zwischen *nei* [10] („innen“) und *wai* [11] („außen“), zwischen *zhi guo* [12] („Ordnung des Staats“) und *ping tianxia* [13] („Harmonisierung der Welt“).

Die Staat-Welt-Dialektik wies darauf hin, daß mit dem Begriff „unter dem Himmel“ die potentielle zivilisatorische Einheit *aller* Menschen gemeint war, während der Begriff „Staat“ (wörtl. „Staatsfamilie“) lediglich den Machtbereich ansprach, in dem die Regierung tatsächliche Herrschaft ausüben, also z.B. Steuern einziehen oder Registrierungen vornehmen konnte. Ähnliches war mit dem „Innen-Außen“-Begriffspaar gemeint. Der „Staat“ war nach traditioneller konfuzianischer Auffassung also keine auf die herkömmliche Dreiheit von Volk-Raum-Gewalt reduzierbare Einheit, sondern transzendierte a priori zur gesamten Welt hin.

Gegenüber Völkern, die nicht unmittelbar dem Machtinfluß des Reichs der Mitte unterlagen, diente jahrhun-



dertelang das sog. Tributsystem als Erziehungs- (besser: als Zivilisierungs-) Instrument (dazu unten 1.2.1.2.2).

### 1.2.1.1.3

#### Keine „nationalen Interessen“: Ausgangspunkt für eine besondere Betrachtungsmethodik

Einem Universalstaat wie dem Reich der Mitte waren ferner auch jene „nationalen Interessen“ fremd, wie sie von der „realistischen“ Morgenthau-Schule bekanntlich als die schlechthin maßgebenden Bestimmungselemente moderner Außenpolitik postuliert werden. Das Menschenbild der „realistischen“ Schule wird bestimmt durch Angst und durch den von ihr ausgelösten Drang nach Machterwerb. Macht als Summe von politischen und wirtschaftlichen Kräften sowie von Einflußvermögen und Autorität rückt ins Zentrum der außenpolitischen Strategie – und Analyse. Der Machtwettbewerb findet statt zwischen souveränen Nationalstaaten. Oberstes Ziel ist die Durchsetzung des Nationalinteresses in einer prinzipiell feindlichen Umwelt. Wichtigste Mittel sind die Erhaltung, die Vermehrung und die Demonstration von Macht, sind ferner Sicherheits-, Bündnis- und Gleichgewichtspolitik und notfalls militärische Selbsthilfe oder Gewaltanwendung. Ideologien oder Wertesysteme spielen im Verhältnis zu den alles überragenden nationalen Interessen nur eine untergeordnete Rolle.

Gemessen an Kategorien dieser Art erscheint das traditionelle Reich der Mitte wie ein Wesen von einem anderen Stern: Dieses Anderssein beginnt bereits beim Menschenbild. Menschen sind nach konfuzianischer Auffassung in ihrem Charakter nicht von vornherein festgelegt und schon gar nicht auf Angst abonniert. Vielmehr verbindet sich mit dem Menschenbild a priori die Vorstellung von Erziehbarkeit und Vernunftbegabung.

Vor allem aber sind Nationen keine autonomen Völkerrechtssubjekte mit gegenseitig unvereinbaren individuellen („nationalen“) Interessen, sondern Teile eines Netzwerks, die – ganz im Sinne der konfuzianischen Bezogenheitsphilosophie – untereinander in *Beziehung* stehen, und zwar sowohl nach familienähnlichen als auch nach hierarchischen Gesichtspunkten. Die Vorstellung von mehreren gleichberechtigten „Völkerrechtssubjekten“, die gegeneinander um Macht konkurrieren, wäre niemandem in den Sinn gekommen. Vielmehr hatte das Reich der Mitte eine gemeinsame „Friedensordnung unter dem Himmel“ (*tianxia ping*) [14]<sup>1</sup> herzustellen.

Der Weg dorthin führte über „sittliche Selbstvervollkommnung“ (*xiu ji*) [15]<sup>2</sup> über permanente „Erziehung“ zu normgerechtem Verhalten und über die Herstellung korrekter „Beziehungen“ und Netzwerke.

Ideologien und „richtige“ Weltanschauungen sind in diesem staatsphilosophischen Kosmos – sehr im Gegensatz zur Morgenthausehen Lehre – keineswegs nur von nebensächlicher, sondern ganz im Gegenteil von schlechthin zentraler Bedeutung. Eine „Befriedung“ der Welt ist nur möglich, wo auch das Zentrum friedlich ist, und eine Versittlichung kann nur dort Erfolg haben, wo es im Zentrum einen „Polarstern“ gibt, um den herum die anderen wie Satelliten kreisen können: Diese Magie des guten Vorbilds ist das Leitmotiv der „Großen Lehre“ (*Daxue*) [16], also eines der „Vier (klassischen) Bücher“. Diese Betrachtungsweise hat einen besonderen *methodischen* Ansatz zur Folge, der am Ende von Abschnitt 1 darzustellen ist.

### 1.2.1.1.4

#### Belehrung statt Diplomatie

Eine vierte Konsequenz aus der universalstaatlichen Prämisse ist das Postulat, daß Diplomatie (zwischen Gleichen) durch Erziehung (von hierarchisch Untergeordneten) zu ersetzen sei, woraus sich wiederum zwei Konsequenzen ergeben, nämlich Erziehungsrituale (wie sie in den Formen des Tributsystems zutage treten) und, als Ergänzung dazu, notfalls auch „Erziehungsfeldzüge“, die der Mißachtung tributärer Verpflichtungen auf dem Fuße zu folgen hatten.

Im Mittelpunkt „außenpolitischen“ Verhaltens stand also nicht die Verwirklichung von „Staatsräson“, sondern die Belehrung und *Zivilisierung* der umliegenden Völkerschaften. „Außenpolitik“ in diesem Sinne vollzog sich nicht über geheime Kabinettspolitik, sondern in Form möglichst öffentlich inszenierter Tributrituale. Kriegerische Unternehmen waren keine „Kabinettskriege“, sondern, wie gesagt, „Erziehungsfeldzüge“, und statt auf Einhaltung von „Völkerrecht“ pochte man auf die universelle Verbindlichkeit des *li* [17], d.h. der Moral, wie die Elite des Reichs der Mitte sie interpretierte – kurz: China wollte die Welt nicht durch Diplomatie beeinflussen, sondern sie durch die Erhabenheit seines moralischen Vorbilds zu sich hochziehen. Diese Aufgabe aber oblag konsequenterweise nicht einem Außen-, sondern einem *Ritenministerium!* Einzelheiten zum „Erziehungs“-Verhalten bleiben im Rahmen des „Tributsystems“ zu erläutern (unten 1.2.1.2.2).

### 1.2.1.1.5

#### Personalisierung des „Außenverhaltens“

Die „monistische“ Ausrichtung des Reichs der Mitte, derzufolge es keinen Unterschied zwischen Innen- und Außenpolitik gab, hing nicht nur mit einer bestimmten Ideologie, sondern auch damit zusammen, daß „außenpolitisches“ Verhalten stark personalisiert, d.h. mit konkreten Personen verknüpft wurde, die für ein gemeinsames Anliegen hatten gewonnen werden können, sei es nun, daß sie – im Idealfall – der Apologetik aus freier Einsicht folgten, sei es, daß sie durch eine geschickte Heiratspolitik als „Schwiegersöhne“ in die Pflicht genommen wurden oder sei es, daß sie ganz einfach opportunistisch dachten.

So gesehen bestand das gesamte Umfeld des Reichs der Mitte nicht so sehr aus Territorialgebilden als vielmehr aus Personalnetzwerken, die durch Treueeide und Tributverhältnisse, durch periodische Rundreisen des Monarchen oder des Mandarinats, durch Entsendung persönlich betrauter Kontrolleure, durch Einforderung „persönlicher Garantien“ oder durch regelmäßigen Austausch von Geschenken und Treuegelübden immer neu geknüpft und zusammengehalten wurden.

Nicht Freiheit und Unabhängigkeit, sondern (freiwilliger) Dienst und wechselseitiges Vertrauen, oder – anders herum – Vasallenverrat und Illoyalität waren die zentralen Denkkategorien dieses Systems. Zwar gab es im chinesischen Kaiserreich eine durch Staatsprüfungen gesiebte, also „überpersönliche“ Bürokratie, die „professioneller“ wirkte als irgendwo sonst in der damaligen asiatischen Welt, doch kam es auch hier immer wieder zu einem Tauziehen zwischen innerem und äußerem Kabinett, zwischen Hof (mit seinen Höflingen, Eunuchen und persön-

<sup>1</sup>Daxue, Abschnitt 5.

<sup>2</sup>Lunyu, XIV.45.



lichen Vertrauten des Kaisers) und Beamtenschaft sowie zwischen Personalisierung und Institutionalisierung.

Bezeichnenderweise hat es in der chinesischen Staatsphilosophie auch immer wieder Auseinandersetzungen um die Frage gegeben, ob Institutionen oder aber Personen im Vordergrund stehen sollten: Das Institutionalsystem bewähre sich, betonten seine Befürworter, vor allem beim „Rebellentest“: Noch jedesmal, wenn chinesische Dynastien untergegangen seien, habe daran keineswegs die Institution, sondern der ungetreue Vasall die Schuld getragen. Die Verteidiger des Personalsystems andererseits argumentierten mit Treue-, Vertrauens- und Sittlichkeitsgrundsätzen, denen China seine besten Traditionen verdanke.

Am Ende setzte sich bei diesen Diatriben typischerweise wieder einmal die mittlere Linie durch, die unter der Parole *yu fengjian yu junxian* [18] („sowohl Personal als auch Institutionalsystem“, wörtl.: „sowohl Feudalismus als auch Präfektur/Kreis-System“) <sup>3</sup> stand. Allerdings galt dies nur in der Theorie. In der Praxis behielt das Personalsystem immer einen kleinen Vorsprung, vor allem aus zwei Gründen:

Erstens einmal konnten Feldherren und Beamte, die in den unermesslichen Weiten Zentralasiens ihren Dienst verrichteten, rechtlich und institutionell kaum am kurzen Zügel gehalten werden. Vielmehr hatten sie, weit abgeschnitten oft von jeglicher „Zivilisation“, Entscheidungen nach eigenem Ermessen zu treffen und erhielten Rückbestätigung dafür oft erst nach Monaten. Ohne persönliches Vertrauen lief hier nichts! Kein Wunder, daß sich das Personalsystem am Ende doch wieder als tragende Säule erwies – vor allem im „außenpolitischen“ (und im militärischen) Bereich!

Zweitens hing das Vertrauen auf persönliche Beziehungen mit der konfuzianischen Lehre vom *Großen Dazwischen* zusammen, also u.a. auch mit der Überzeugung, daß es in der menschlichen Gesellschaft nicht autonome Individuen sind, die letztlich zählen, sondern jene strukturierten Beziehungen, wie sie *zwischen* ihnen aufgebaut worden sind.

Ein noch stärkeres Argument für die „Richtigkeit“ des Personalismus als die Berufung auf den „Meister“ hätte man im traditionellen China unmöglich finden können!

Der „Primat des Personalismus“, wie er im traditionellen China begründet wurde, hat sich bis auf den heutigen Tag weitervererbt, auch wenn mittlerweile moderne Kommunikationsmittel zur Verfügung stehen und institutionelle Kontrollen viel leichter zu bewerkstelligen wären, als es früher der Fall war.

Kein Wunder, wenn die moderne chinesische Außenpolitik auch heute noch eine Verfahrensweise bevorzugt, bei der in erster Linie nicht Sachfragen angepackt, sondern möglichst lange vorher schon gute persönliche Beziehungen hergestellt und eine gedeihliche „Atmosphäre“ (*qifen*) [19] geschaffen wird.

Typisch hierfür sind die Bemühungen Beijings bei den ASEM-Konferenzen vom März 1996 (in Bangkok) und vom April 1998 (in London) geworden. Aber auch die ungewöhnlich zahlreichen Auslandsbesuche chinesischer Spitzenpolitiker, bei denen sachlich oft wenig herauskommt, zeigen, daß es den Protagonisten dieser Politik nach wie vor vor allem um die Herstellung wechselseitigen

Vertrauens und guter Beziehungen geht. Dieses Verhalten unterscheidet sich grundlegend vom Denken der europäischen Diplomatie, das zumeist direkt auf die Lösung von Sachfragen hinsteuert und bereit ist, notfalls auch offene Konflikte in Kauf zu nehmen.

Personalisierung ist, neben Hierarchisierung, Familialisierung, Moralisierung und Harmonisierung, eine jener „typisch chinesischen“ Optionen, wie sie für das traditionelle „außenpolitische“ Verhalten so kennzeichnend waren und wie sie, bei genauerem Hinsehen, bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben sind.

### 1.2.1.2

#### „Quasi“-Außenpolitik als Nebenableger: Vier Hauptelemente

##### 1.2.1.2.1

###### Mitte

Während fast die gesamte westliche Welt den ostasiatischen Subkontinent als „China“ bezeichnet (nur im Russischen gilt hier die Ausnahme „Kитай“), sprechen die Chinesen selbst bis auf den heutigen Tag vom „Reich der Mitte“ (*Zhongguo*). Beide Bezeichnungen gehen auf die Gründerdynastie der Qin zurück, die sich selbst als Herrscher über ein in der Mitte gelegenes Reich empfanden, während die Völker ringsum von einem Herrschaftsgebiet der Qin – „China“ – sprachen.

Die Nachfolgedynastie der Han blieb bei der im doppelten Sinne „zentralistischen“ Auffassung, derzufolge sich China in der Mitte der Welt befinde und außerdem selbst von einer Mitte her zu regieren sei. Kein Wunder, daß auch ihre erste Hauptstadt, Luoyang, nach einem Gutachten zeitgenössischer Astrologen, ganz nahe dem Zentrum der bewohnten Welt „unter dem Himmel“ (*tianxia*) lag. Das Han-Reich – und hier wiederum besonders seine Hauptstadt – galt nicht nur als geographischer, sondern auch als „magnetischer“ Mittelpunkt der Welt, um den herum sich Raum und Zeit besonders verdichteten, vor allem aber auch als Mittelpunkt der Gesittung und der Kultur.

Bereits zur Zeit des mythischen Gründungskaisers Yu hatte der Luo-Fluß, ein Nebenarm des Huanghe, an dem auch das spätere Luoyang entstehen sollte, „auf Befehl des Himmels“ ein magisches Diagramm an Land gespült, das *Luo Shu* [20] („Luo-Dokument“), das ein in neun Felder unterteiltes Quadrat zeigte, dessen Felder mit Zahlen besetzt waren, die, ob man sie nun horizontal, vertikal oder diagonal las, immer die Zahl 15 ergaben. Letztlich freilich wurde nicht die 15, sondern die 5 zur heiligen Zahl, da sie im Zentrum dieses „Universalmodells“ steht.

#### Schema des Luo-Dokuments

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Anhand der Entwurfsskizze des Luo-Dokuments praktizierte die Westliche Zhou-Dynastie (11. Jh. bis 771 v. Chr.) das „Brunnenfeld-System“ (*jingtianzhi*) [21], das vom Philosophen Menzius später zu einer Art Weltordnungsschema weiterentwickelt wurde, d.h. zu einer integrierten Vision von „nationaler“ und „internationaler“ Po-

<sup>3</sup>Näheres dazu Weggel, *Chinesische Rechtsgeschichte*, Leiden, Köln, 1980, S.102 f.



litik, wobei diese beiden Teile nicht auseinandergerissen, sondern als untrennbare Teile einer gemeinsamen Welt „unter einem Himmel“ (*tianxia*) begriffen wurden. Trotz dieser Eindimensionalität freilich ist es wohl nicht zuviel behauptet, wenn man die These aufstellt, daß hier die vielleicht älteste „außenpolitische“ Handlungsempfehlung der chinesischen Geschichte vorliegt.

Menzius lehrte, daß zunächst einmal der Boden, dann aber die Welt insgesamt nach dem „Brunnenfeld“ (*jing-di*) [22]-Schema aufgeteilt werden solle. Zu diesem Zweck gelte es zunächst einmal ein „li“ [23]-Quadrat, bestehend aus 900 mu/Morgen (1 mu = 660 qm) auszulegen und dieses Quadrat sodann in neun Unterquadrate von je 100 mu aufzuteilen.

In der Mitte liegt das „öffentliche Feld“ (*gongtian*) [24], das dem Lehensherren zusteht und das von allen Mitgliedern des Brunnenfelds gemeinsam – sowie mit Priorität! – zu bearbeiten ist. Die rings um das „öffentliche Feld“ herum liegenden Eigenfelder (*sitian*) [25] umfassen ebenfalls je 100 mu und werden von den „acht Familien“ bewirtschaftet, denen diese Felder zugewiesen sind.<sup>4</sup> Menzius betont ausdrücklich, daß der Inhaber des öffentlichen Feldes durch die zentrale Anordnung seines Grundstücks und durch den Bearbeitungsvorrang bereits als eine Person von höheren Graden anerkannt werden soll.

Dieses Neunerschema entwickelte sich nach und nach zum Modell eines virtuell den ganzen Erdball umspannenden „Welt-Brunnenfelds“: vor allem in der nachmenzianischen Geschichtsschreibung wurden nämlich je acht dieser Brunnenfelddörfer abermals durch ein in der Mitte liegendes, dem Distriktvorsteher zustehendes Feld zu einem Großbrunnenfeld „zusammengedacht“ und diese erweiterte Konstellation erneut zum Baustein eines weiteren Ober-Oberbrunnenfelds, bis schließlich – in analoger Fortschreibung – acht Lehnstaaten entstanden waren, die in acht Himmelsrichtungen das Hausgebiet des Zhou-Königs umrahmten. Damit nicht genug, sollte das Neunerschema am Ende die ganze Sphäre „unter dem Himmel“ umspannen – mit dem Reich der Mitte als zentralem „öffentlichem Feld“. Diese Anordnung sollte ein erweitertes Spiegelbild der (nunmehr „internationalen“) sozialen Rangordnung liefern – mit China im Zentrum.

Sowohl das Luo-Dokument als auch das menzianische Brunnenfeldschema haben zur Entstehung des höchst anschaulichen Schriftzeichens *jing* [26] mit seinen neun Feldern beigetragen, das, im dritten Ton ausgesprochen, auch heute noch verwendet wird, und zwar im Zusammenhang mit allen Wörtern, die zunächst einmal ganz konkret mit „Brunnen“ zu tun haben. Darüber hinaus klingen im modernen Chinesischen im Begriff *jing* aber auch noch Vorstellungen von Ordnung und Folgerichtigkeit nach. *Jingran* [27] heißt beispielsweise „wohlgeordnet, ordentlich, systematisch“, *zhixu jing* [28] heißt „in vorbildlicher Ordnung“ und *jing youtiao* [29] „wohlgeordnet“ oder „in allerbesten Ordnung“.

Im Zentrum des *jing* liegt die „Mitte“, die mit einem Zeichen geschrieben wird, das einen dynamischen Vorgang darstellt, nämlich eine Zielscheibe, in die ein Pfeil eingeschlagen ist. Von diesem Begriff – *zhong* [30] ausgesprochen – geht ebenfalls Lichtfülle aus – und zwar bis auf den heutigen Tag: verschwistern sich mit ihm doch nicht nur, wie bereits erwähnt, die Begriffe „China“ und „Chinesen“ (*zhongguoren*) [31], sondern darüber hinaus auch noch

weitere positive Vorstellungen wie die Idee vom schiedsrichterlichen „Schlichten“ (*zhongjie*) [32], von „Neutralität“ (*zhongli*) [33], vom fröhlich gefeierten „Mittelherbstfest“ (*zhongqiujie*) [34] oder von der „Goldenen Mitte“ (*zhongyong*) [35].

Aus diesen Vorstellungen von einer wohlgeordneten Mitte hat sich dann im Laufe der Jahrhunderte auch ein außenpolitisches Schema herausgebildet, das sich aus chinesischer Sicht als Vier-Zonen-Modell darstellt und das in der Praxis zwar nur bis zum Vorabend des Opiumkriegs verbindlich geblieben ist, das aber subkutan bis auf den heutigen Tag weiterwirkt:

- Zu Zone I gehörten alle Gebiete, die das chinesische Denken seit Jahrhunderten intensiv rezipiert hatten, also die 18 ursprünglichen Provinzen, darüber aber auch Korea, Annam und Japan.
- Zone II umfaßte die benachbarten Völker, die in genau geregelten Zeitabständen dem Kaiser Tribut zu zahlen und sich dabei einem sorgfältig elaborierten Zeremoniell zu unterwerfen hatten, von dem erzieherische Wirkungen ausgehen sollten.
- Zu Zone III gehörten fernerliegende Gebiete wie Indien und Ceylon, die den Chinesen zwar aus Reisebeschreibungen bekannt waren, die zum Reich der Mitte aber keine geregelten Beziehungen unterhielten, also schon typische „Außenregionen“ waren.
- Zone IV schließlich war, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, terra incognita, über das China keine Herrschafts- oder Autoritätsansprüche ausüben konnte – und wollte. Es gab also durchaus fremde Kulturen, mit denen man koexistierte, ohne daß ihnen gegenüber ein Erziehungsanspruch geltend gemacht worden wäre, was angesichts der pädagogischen Ambitionen des Reichs der Mitte schon einiges heißen will!

Die Vorstellung, daß es „unter dem Himmel“ nur eine Welt geben kann, steht sowohl am Anfang (Menzius!) als auch am Ende der „konfuzianischen Ahnenkette“, nämlich bei einem der letzten großen Staatsphilosophen traditionellen Zuschnitts, Kang Youwei (1858-1927), der 1884 sein *Datongshu* [36] – also jenes „Buch von der Großen Gemeinschaft“ verfaßt hat, das zum spätesten – und übrigens auch umfassendsten – Entwurf eines idealen Gesellschaftssystems geworden ist, den China je hervorgebracht hat.<sup>5</sup>

Zwar sind in dieses Werk auch einige westliche Ideen eingegangen, im wesentlichen handelt es sich hier jedoch um eine durch und durch „chinesische“ Handlungsanweisung.

Da ist erstens einmal die Bevorzugung *zentralistischer* Lösungen. Kang fordert z.B. den Wegfall aller Grenzen, eine Weltinnenpolitik, einheitliche Finanzen, einheitliche Religion, einheitliche Sprache (auf der Basis des Italienischen, des Französischen und des Dialekts von Beijing!) und einheitliche Kultur – dies alles, wohlgemerkt, weltumfassend!

In typisch dialektischer Spannung steht dazu aber, zweitens, die Betonung kleinzelliger Gebilde, die weitgehend autonom sowie autark sind und die als solche der Zentralregierung die Kleinarbeit abnehmen, wobei der gesamte Erdball in kleine Planquadrate aufzuteilen wäre. Hierbei fühlt man sich an das Bild einer altchinesischen

<sup>4</sup>Mengzi, III. Teil 1.19.

<sup>5</sup>Erschienen unter dem Titel *Buch von der Großen Gemeinschaft*, Düsseldorf, Köln 1974.



Stadt mit ihren genau im rechten Winkel verlaufenden Straßen und Wohnhofquadraten sowie an die Aufparzellierung der Gesellschaften in *danweis* [37], d.h. soziale Grundeinheiten, erinnert.

Zentralismus, zellulare Aufteilung, Vereinheitlichung von Religion, Sprache und Kultur, Abschaffung aller Staaten und Begründung *einer* Welt mit dem einen „Volk des Himmels“ und – nicht zu vergessen – mit sinozentrischer Kultur- und Sprachorientierung — dies also war die Gedankenwelt Kangs!

Eine Zeitlang schienen Teile dieser Lehre durch gewisse „Errungenschaften“ des Marxismus („Absterben der Staaten“, „Konvergenz der Weltkulturen“, „Abschaffung der Rassen- und der Klassenschranken“) bestätigt worden zu sein. Selbst wenn sich solche Kristallisationen mittlerweile wieder in Luft aufgelöst haben, bleiben Grundkategorien des Kangschen Entwurfs doch nach wie vor ein Vermächtnis jenes „ewigen China“, das sich auch nach den Umbrüchen des 19. und 20. Jh. in seinen Grundzügen erhalten hat, d.h. von vielen Chinesen nach wie vor als „normal“ empfunden wird, zumindest soweit es davon ausgeht, daß eine wirkliche Friedensordnung sich nur im Zeichen einer authentischen Weltinnenpolitik erreichen läßt.

### 1.2.1.2.2

#### Hierarchie, Familienordnung und Tributsystem

##### 1.2.1.2.2.1

#### Kult und Kanon: Das Tributsystem

Eines der ausdrucksstärksten Elemente traditionellen chinesischen „Außenverhaltens“ war das Tributsystem (*jin-gongzhi*) [38], dessen Aussehen und Funktionsweise in der Literatur schon so häufig beschrieben wurde, daß hier eine Skizze genügen muß.<sup>6</sup>

Wie bereits ausgeführt, verstand sich das Mittlere Reich nicht nur als Herrschaftszentrum unter dem Himmel, sondern auch als Gravitationszentrum im ursprünglichsten Sinne des Wortes: der traditionellen Vorstellung zufolge verdichteten sich sogar Raum und Zeit nach dem Maß der Annäherung an das Zentrum und an den Kaiserhof, in dem der Monarch als „Sohn des Himmels“ residierte.

Ein Wettbewerb zwischen mehreren gleichstarken Mächten, wie er für das Staatensystem Europas seit dem ausgehenden Dreißigjährigen Krieg und der Französischen Revolution so charakteristisch geworden war und wie er nach den Prinzipien der „Staatsräson“ ausgetragen zu werden pflegte, konnte es in einem solchen Umfeld nicht geben. Hier, in Ostasien, dominierten von alters her nicht Wettbewerb und Pluralismus, sondern monopolistische Vorgaben, nicht Gleichheit, sondern unmißverständliche Abstufung, nicht Verhandlung, sondern Belehrung sowie Erziehung und kein Primat der Außenpolitik, sondern Ermahnung zur Befolgung des „Himmelsweges“, dessen Entfaltung vom „Sohn des Himmels“ exemplarisch vorgelebt werden sollte.

Diesen Vorstellungen entsprechend war auch das Tributsystem aufgebaut, das sich auf eine Doppelsäule stützte: zum einen galt China, wie gesagt, als gesellschaftlich-kultureller Mittelpunkt der Welt und übertrug deshalb – zweitens – die in seinem Kosmos herrschenden gesellschaftspolitischen Vorstellungen auf die umliegenden Völker, die zum Kaiserreich eine ähnliche *Beziehung* aufzubauen hatten, wie untergeordnete Mitglieder eines Familienverbands zum *pater familias*. Die hier geforderte Weltinnenpolitik hatte demzufolge hierarchisch zu sein, nicht etwa egalitär! Hauptfunktion des Tributsystems war es, als Erziehungsinstrument zu dienen und den Tributgesandtschaften während ihres oft wochenlangen Aufenthalts in der Nähe des Hofes zu demonstrieren, wie das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Fürst und Untertan sowie letztlich auch zwischen dem Reich der Mitte und den untergeordneten Mitgliedern der Völkerfamilie auszusehen habe.

Dieser Erziehungsprozeß sollte theoretisch nicht mit Gewaltmitteln betrieben, sondern durch die Unwiderstehlichkeit der chinesischen Zivilisation und durch die magisch-ordnende Kraft des Vorbilds erreicht werden, die vom Sohn des Himmels und seinen Amtsträgern ausging.

Diese Schutz- und Erziehungspflichten, wie sie dem Reich durch die Tradition auferlegt waren, korrespondierten mit einer Reihe von Rechten, deren Wesen sich pauschal dahin zusammenfassen ließ, daß China von den Tributbringern die Einhaltung eines delikaten Rituals verlangen konnte, das genaue Wegerouten, präzise Termine und ein bestimmtes Zeremoniell im Angesicht des chinesischen Kaisers vorschrieb. Nichteinhaltung dieser Formalitäten wäre ein *casus belli* gewesen. Die Koreaner hatten viermal pro Jahr, Annam und Ryukyu einmal alle zwei Jahre und Birma nur einmal in zehn Jahren Tribut zu leisten – um hier nur einige wenige Beispiele zu nennen. Der kulturelle Einfluß und die geographische Entfernung vom „Zentrum“ übten auf die Häufigkeit der Tributrituale also erheblichen Einfluß aus.

Die Delegationen wohnten während der Tributzeit in einer ihnen zugewiesenen offiziellen Residenz in Beijing, überreichten ihr Beglaubigungsschreiben und ihre Tributgeschenke durch das Ritenressort an den Kaiser und warteten auf den Tag des Empfangs bei Hofe. In Anwesenheit des Hofstaats hatten sie sodann dreimal vor dem Sohn des Himmels die Knie zu beugen und neunmal mit der Stirn die Erde zu berühren. Als Erwidern auf diesen *koutou* („Kotau“) zeigte der Kaiser seine Huld in Form von Geschenken, die den Wert der Tributgaben meist bei weitem überstiegen. Auch erhielten die Delegationen anschließend Gelegenheit, mehrere Tage lang heimische Waren zu verkaufen, die sie zollfrei nach China hatten einführen dürfen. Das kaiserliche Zeremonialamt gab während dieser Zeit in aller Regel noch mehrere Empfänge für die Gesandtschaft und ließ sie sodann auf demselben Weg und mit derselben Eskorte wie bei der Anreise zur Grenze zurückbegleiten.

Der „Tribut“-Begriff *gong* [39] besteht aus den Schreiblelementen für „Arbeit“ und „(Muschel-)Geld“. Die Überbringer sollten also nicht nur materielle Gaben abliefern, sondern sich während des Tributaufenthalts auch gründlich „ins Zeug legen“ und sich – ganz im altkonfuzianischen Sinne – „beim Lernen verausgaben“ (*jin xin*) [40]. Noch heute taucht der Begriff *gong* überall dort auf, wo es gilt, volles Engagement einzubringen, sich z.B. „mit Leib und

<sup>6</sup>Vergl. im einzelnen John King Fairbank (Hrsg.), *The Chinese World Order*, Cambridge/Mass. 1968; ferner C.P. Fitzgerald, *The Chinese View of their Place in the World*, London/New York/Toronto 1964; Franke, Wolfgang, *Das Jahrhundert der chinesischen Revolution 1851-1949*, München 1958; Hsü, Emanuel C.Y., *China's Entrance into the Family of the Nations. The Diplomatic Phase 1858-1880*, Cambridge/Mass. 1960. Eine Liste über die Tributbeziehungen Chinas im 19. Jh. (Land, Häufigkeit der Missionen, Route der Missionen) findet sich in Fairbank, a.a.O., S.11.



Seele dem sozialistischen Aufbau zu verschreiben“ (*wei shehuizhuyi jianshe gongxian zijide yiqie*) [41].

Im Kontext praktischer Außenpolitik war das Tributritual für die Chinesen ein wichtiges Mittel, um den umliegenden Völkern, vor allem aber den oft unberechenbaren zentralasiatischen Nomaden „Sohnespietät“ (*xiao*) [42] anzuerziehen, ihnen damit also Respekt, wenn nicht heilige Scheu abzunötigen und ihnen vor allem jegliche Angriffsabsicht auszureden. Die Grenzprovinzen galten als Tore und die Tributstaaten als Mauern: „Wir bauen Mauern, um die Tore zu schützen und bewachen die Tore, um das Haus zu sichern. Fallen die Mauern, so sind die Tore in Gefahr, sind aber die Tore gefährdet, so auch das Haus.“ Wie dieser klassische Topos zeigt, schlossen Erziehungsabsicht und Legitimierungsanliegen keineswegs weitergehende Überlegungen im Sinne handfester pragmatischer Sicherheitskalküle aus. Umgekehrt wußten auch die Tributbringer ihre Bereitschaft zur Respektsbezeugung mit soliden Außenhandelskalkülen zu verbinden. Allerdings gab es hierbei Abstufungen: Sinisierte Länder wie Korea, Vietnam und die Ryukyus respektierten das Tributritual auch in seinen moralischen Postulaten. Eine Zwischenhaltung nahm der König von Siam ein, der dem konfuzianischen Denken schon recht fern stand. Durchaus berechnend dagegen scheinen in aller Regel die zentralasiatischen Anrainer gewesen zu sein, die für zivilisatorische Postulate im konfuzianischen Sinne kaum ein Organ hatten und die das ihnen zudiktierte Ritual deshalb in aller Regel nur äußerlich mitgespielt haben dürften. Was andererseits die Japaner anbelangt, so akzeptierten sie zwar Chinas kulturellen Einfluß, entzogen sich aber immer wieder dem chinesischen Tributverlangen.

Andere Völker aber blieben, wie gesagt, kulturell unbeeinflusst – und wurden von chinesischer Seite mit dementsprechender Herablassung „bestraft“. Ein englischer Dolmetscher faßte seine diesbezüglichen Beobachtungen 1852 in folgende Worte:

„Die Chinesen nennen gewöhnlich die Europäer 'Barbaren' und halten sie auch für solche; mit dem Ausdruck meinen sie 'Völker in einem rohen unzivilisierten Zustand, moralisch und geistig unkultiviert'. Von wenigen Ausnahmen abgesehen ... kann ich mich nicht auf das Gespräch mit einem einzigen besinnen – und ich habe mit vielen gesprochen –, dessen Vorstellungen von uns nicht analog zu denen gewesen wären, die wir von Wilden haben. Die Chinesen sind stets überrascht – um nicht zu sagen erstaunt, zu hören, daß wir Familiennamen haben und in der Familie die Unterscheidung von Vater, Bruder, Frau, Schwester und so weiter verstehen; kurz gesagt, daß wir anders als eine Viehherde leben.“<sup>7</sup>

Zwar ist das Tributsystem, in dessen Rahmenwerk Vorstellungen dieser Art herangereift sind, im Anschluß an den Niedergang Chinas, der mit dem verlorenen Opiumkrieg von 1841 einsetzte, nach und nach hinfällig geworden, ohne daß es jedoch bei dieser Entwicklung einen klaren formellen Schnitt gegeben hätte.

Insgesamt haben sich Grundvorstellungen der Tributtradition bis auf den heutigen Tag halten können:

Dies zeigt sich erstens in der bereits erwähnten Tatsache, daß sich die Volksrepublik nach wie vor als eine Art

Reich der Mitte empfindet und deshalb schnell mit Sanktionen zur Stelle ist, wenn einstige Tributbringer besonders stark von bestimmten Erwartungen abweichen. Dies bekam vor allem die SR Vietnam zu spüren, als sie nach 1972, d.h. im Anschluß an den von Hanoi als Verrat empfundenen Empfang des amerikanischen Präsidenten durch Beijing, immer mehr auf die Positionen der mit China damals tief verfeindeten Sowjetunion umschwenkte und damit dem Reich der Mitte gegenüber eine von diesem als höchst „unehrerbietig“ empfundene Haltung an den Tag zu legen begann. China beantwortete diese „Pietätlosigkeit“ mit wachsender Verbitterung und schließlich sogar mit einem kurzen „Erziehungsfeldzug“ im Jahre 1979, dem lange „Erziehungsgespräche“ folgten, bis es 1991 zur Renormalisierung, d.h. zur Rückkehr des „verlorenen Sohnes“ in den Familienverband kam.

Zweitens entfaltet sich der Löwenanteil der heutigen auswärtigen Beziehungen Chinas ohne Machtausübung. Es ist der (bereits erwähnte) Impansionismus, mit dessen Hilfe das „Reich der Mitte“ nach wie vor Autorität zu gewinnen versucht. Zumindest die umliegenden Mitglieder der „Staatenfamilie“ (der Ausdruck *guojia* [43] kann doppeldeutig übersetzt werden, und zwar sowohl als Staat als auch als Staatenfamilie) werden auch heute noch insgeheim als erweiterte Großfamilie betrachtet. Beijing erwartet von diesen Nachbarn, daß sie sich nach dem Vorbild „pietätvoller Söhne“ verhalten.

Angesichts dieses historischen „Hintergrundrauschens“ ist es auch nicht verwunderlich, daß zu den unten noch näher aufzuschlüsselnden fünf Zielen der Volksrepublik auch das Ziel der Anerkennung des Reichs der Mitte als Autoritätsinstanz gehört. Dieses Autoritätsstreben ist ein wichtiges, wenn in der Regel auch nur latent vorhandenes Strukturmerkmal der modernen chinesischen Außenpolitik. China erwartet, daß seine Grundvorstellungen von den Nachbarn gleichsam aus eigener Einsicht in die Richtigkeit und Notwendigkeit zur Kenntnis genommen und befolgt werden. Wenn dieser Habitualisierungsprozeß wie von selbst abläuft – ähnlich wie der Regen von oben nach unten fällt oder heiße Luft von unten nach oben steigt – so ist die Politik im rechten Lot. Eine schöne Regierung umgekehrt, die es nötig hat, auf *äußere* Machtmittel zurückzugreifen, die also nicht genügend *innere* Autorität besitzt, um sich auch ohne Demonstration von Macht Gehör zu verschaffen!

Machtpolitik sollte sich normalerweise in Form von Erziehungs politik entfalten!

Drittens zeigen sich Nachwirkungen der Tributtradition in den prachtvollen Empfängen, die von der chinesischen Führung auch heute noch ausländischen Besuchern, vor allem aber „Bewunderern“ aus der Dritten Welt bereitet werden.

Ein für das chinesische „Tribut“-Ritual besonders sensibler japanischer Journalist gibt ein Stück Atmosphäre der chinesischen Bankett-Politik – eines wichtigen Teilstücks außenpolitischer Selbstdarstellung – mit folgenden Worten wieder:

„Bankettmächte in Beijing sind eine Mischung aus Politik, Showbusiness und Gastronomie, mit der sich nicht einmal mittelalterliche Königshäuser messen könnten. Das Schauspiel beginnt mit der Ankunft auf dem Platz vor dem Tor des Himmlischen Friedens, mit der Ansicht der erleuchteten Volkshalle, die oft mit dem Sonnenuntergang über den westlichen Bergen zusammenfällt. Die erste Überraschung

<sup>7</sup>Zitiert in Wolfgang Franke, *China und das Abendland*, Göttingen 1962, S.85.



ist die Garderobe – mehr als 60 Meter lang und breit wie ein Fußballplatz. Das setzt den monumentalen Rahmen für alles, was nun folgt. Die Große Volkshalle, gleich nach Gründung der Volksrepublik in nur neun Monaten erbaut, ist eine kleine Stadt mit einem Saal von 10.000 Sitzplätzen und einem Bankettraum für 5.000 Personen. Im Bankettsaal, einem viereckigen Stadion, das mit Tonnen goldener und weißer Farbe bemalt ist, sind vor einer weißen Bühne Tische aufgereiht, und eine übergroße chinesische Flagge hängt neben der nationalen Fahne des Ehrengastes. Auf den hinteren Bänken bekommen die ausländischen Journalisten lange Hälse, um zu beobachten, welcher chinesische Politiker heute anwesend ist – eine Möglichkeit, um Aufschluß im ewigen Ratespiel chinesischer Politik zu gewinnen.“<sup>8</sup>

#### 1.2.1.2.2.2

#### Die antihierarchische und antitributäre Gegenwart

In diametralem Gegensatz zur konfuzianisch abgeseigneten Hierarchie hat es im Reich der Mitte aber auch immer wieder egalitaristische Unterströmungen gegeben, die sich mit daoistischen oder mit buddhistischen Argumenten legitimierten und die vom offiziellen China der Beamten sowie des kaiserlichen Rituals nicht nur verurteilt, sondern regelrecht kriminalisiert zu werden pflegten.

Bezeichnenderweise galten gesellschaftliche Gruppen, die der Gleichheit das Wort redeten, als „dunkle Vereinigungen“ (*yinxie*) [44], die in doppelter Hinsicht gefährlich waren, nämlich als Gegenorganisationen und als Träger einer Gegenideologie:

- Als *Gegenorganisationen* waren die Geheimgesellschaften den Behörden vor allem deshalb so suspekt, weil sie sich dem überkommenen dreifachen Hierarchiegefälle versagten:

So wurde beispielsweise das offizielle Senioritätsprinzip, verkörpert vor allem im Vater/Sohn- und im Fürst/Minister-Verhältnis von den „dunklen Vereinigungen“ durch ein Bruder/Bruder-Verhältnis ersetzt. An Stelle der biologischen Verwandtschaft trat hier die mystische, durch Blut besiegelte Verbindung, und an die Stelle der Priorität des Alters nicht selten die Jugend.

Ferner konnten auch Frauen in einer Geheimgesellschaft Führungsrollen übernehmen.

Nicht zuletzt aber lehnten die Geheimorganisationen das überlieferte Gehorsamsgefälle zwischen Beamten-schaft und Volk ab.

- Die Bruderschaften wurden aber auch als Träger einer eigenen *Gegenideologie* verdächtigt und als solche verfolgt; verfochten sie doch nicht nur das Gleichheits-, sondern auch das Zukunftsprinzip, das im Gegensatz zur offiziellen Vergangenheits-Heiligung stand. Der Glaube an eine bessere Zukunft, wie sie durch Milefo [45] (Buddha Maitreya), den buddhistischen Messias, personifiziert wurde, galt vielen verarmten Bauern als Ausgleich für eine unerträglich gewordene Gegenwart sowie als Alternative zu jenen Regeln und Ritualen, mit denen die Macht der Toten über die Nachkommenschaft perpetuiert wurde.<sup>9</sup> Bei der Weißen-Lotos-Sekte, die z.B. zur Zeit der Qing-Dynastie für Unruhe sorgte, stand die „Milefo-Häresie“ im

Zentrum der Lehre, die aufgrund §162 des Qing-Kodex mit Todesstrafe bedroht war.<sup>10</sup>

Bezeichnenderweise bildeten egalitaristische Forderungen stets auch den Bodensatz der großen Bauernrevolutionen. Kein Wunder, wenn Gleichheitsforderungen und Rebellentum beim Mandarinat identische Assoziationen – und die Forderung nach Todesstrafe – hervorriefen.

Durchaus auf der Linie altchinesischer Vorstellungen lag es also auch, wenn auch im Zeichen der permanenten Revolution Mao Zedongs egalitaristische Vorstellungen sowie Forderungen nach einer „diplomatischen Massenlinie“ laut wurden. „Viele kleine revolutionäre Bewegungen“ sollten damals weltweit den „wenigen großen reaktionären Kräften“ zu Leibe rücken. In einer seit 1965 weltberühmt gewordenen, aus der Feder Lin Biaos stammenden Formulierung hieß es, daß „die Städte der Welt von den Dörfern her eingekreist und vernichtet“ werden sollten.

Mit dem Beginn der Reformen trat dieser maoistische Egalitarismus schnell in den Hintergrund und mußte – wieder einmal! – der Hierarchie Platz machen, die allerdings nicht sogleich scharfes Profil zu zeigen begann, sondern sich hinter diffusen Formulierungen versteckte, sei es nun hinter den immer wieder zitierten „Vier Dreiecken“<sup>11</sup> oder aber hinter jenem „neuen Typ von Beziehungen“, der sich zwischen einflußreichen Ländern im asiatisch-pazifischen Bereich, vor allem zwischen den vier Großmächten China, Amerika, Rußland und Japan herausentwickelte.<sup>12</sup>

Im Bereich beider Modelle muß China den USA als der „einzigsten noch verbliebenen Supermacht“ säuerlich einen Vorrang zugestehen, der allerdings, wie Beijing meint, nicht mehr lange bestehen könne, sondern schon bald dem Trend zur weltweiten „Multipolarisierung“ (*duojihua*) [46] Platz zu machen habe. Eine sich multipolarisierende Welt nämlich sei ganz gewiß nicht mehr bereit, sich dem Diktat einer einzigen Stimme zu unterwerfen.

Verbal nimmt China hier also von seiner Mittelpunkt-Tradition Abstand, möchte dafür aber im Zeichen der Multipolarisierung zumindest *einer* von mehreren Fixsternen sein.

#### 1.2.1.2.3

#### Impansionismus: Nicht Territorial-, sondern Modell- und Ideenexpansion

Territoriales Ausdehnungsverhalten war, wie im nachfolgenden Geschichtsüberblick darzulegen, eher eine „Nebenströmung“, während der Impansionismus den Hauptnervenstrang bildete, ja, um ein anderes Bild zu gebrauchen, zum Urgestein chinesischer „Außenpolitik“ gehörte und auch heute noch so lapidar geblieben ist, daß er wohl auch im 21. Jh. noch das Außenverhalten Chinas mitbestimmen dürfte.

Mit Impansionismus ist ein Verhalten gemeint, das nicht auf Territorien, sondern auf die „Besetzung von Gehirnen“ abstellt, und das daher auch immer schon pädagogisch dosiert wird, sei es nun, daß, wie viele Jahrhunderte lang geschehen, „Tribut“-Beziehungen aufgebaut oder daß „Erziehungsfeldzüge“ geführt werden: Noch die Kampagnen gegen Indien (1962) und gegen Vietnam (Frühjahr 1979) waren, wie im weiteren Verlauf dieser Untersu-

<sup>10</sup>Dazu Weggel, *Chinesische Rechtsgeschichte*, Leiden, Köln 1980, S.125-128.

<sup>11</sup>Ausführlich dazu C.a., 1995/9, Ü 4.

<sup>12</sup>Dazu BRu, 1998/3, S.6-10.

<sup>8</sup>So die *Japan Times* vom 19.5.75.

<sup>9</sup>Einzelheiten dazu C.a., 1993/9, S.920 ff.



chung auszuführen, klassische Exemplifizierungen dieser Doktrin.

Für den Impansionisten gehört der Glaube an die Erziehbarkeit, ja die Perfektionierbarkeit des Menschen zum unumstößlichen Credo, das mit moralischer Belehrung – und oft auch Besserwisserei – einhergeht. Dem Impansionisten ist es darum zu tun, Autorität und „Führung ohne Hegemonie“ zu erlangen: er will nicht das Territorium, sondern das Ohr und den Respekt seiner Bewohner. Die Unaufhörlichkeit des Erziehens und Belehrens, die sich direkt aus der konfuzianischen Tradition ableitete, mag von nicht wenigen Adressaten bisweilen als eine Art *xi naojin* [47] („Gehirnwäsche“) empfunden worden sein.

Mit seinem Hang zum Impansionismus trug/trägt China übrigens auch der für sein politisches System so charakteristischen „Verinnerlichung der Kontrolle“ Rechnung.

Innere Kontrolle war und ist ein Hauptelement chinesischer Regierungskunst. Im Gegensatz zur äußeren Kontrolle, die durch eigens dafür vorgesehene Organe mit formellen Laufbahnen und Gehaltsstufen wahrgenommen wird (typisch für die Stalinherrschaft!), ist innere Kontrolle ein System vorbeugender Überwachung durch ständige Belehrung und Selbsterziehung, durch Studium und „Einübung“, also durch pädagogische Einwirkungen, die wichtiger sind als administrative Machtanwendung.

Innere Kontrolle ist eher positiv (überreden und erziehen) als negativ (drohen, zwingen, strafen), mehr informell (Belobigung, Auszeichnungen) als formell (Gesetz, Satzungen) und vor allem zielt sie auf „bewußter“ Nachvollzug staatlicher und gesellschaftlicher Vorschriften ab.

Ein Blick auf 2000 Jahre Geschichte zeigt, daß das pädagogische Anliegen nicht nur eine ideologische Marotte geblieben ist, sondern sich höchst eindrucksvoll auf die Praxis niedergeschlagen hat. Beginnen wir mit der plakativen Frage, „ob China expansiv ist“ und schreiten dann die Geschichte ab!

Bekanntlich wurde der chinesische Zentralstaat im Jahre 221 v. Chr. aus der Taufe gehoben und besteht seit dieser Zeit, ungeachtet zwischendynastischer Zerfallsprozesse, bis auf den heutigen Tag weiter, so daß sich hier als empirische Basis eine über zweitausendjährige Geschichte anbietet, wie sie in dieser Kontinuität von keinem anderen heutigen Staat auch nur ansatzweise geboten werden kann.

Das Urgestein des Reichs, wie es vom Ersten Kaiser der Qin-Dynastie zusammengefügt worden war, hatte aus ursprünglich Hunderten, später Dutzenden von Fürstentümern bestanden, die sich rund 500 Jahre lang bekriegt, gegenseitig liquidiert und sich schließlich dem Qin-Staat unterworfen hatten. Da sie jahrhundertlang von der Zhou-Kultur beeinflusst worden waren, handelte es sich bei ihnen fast durchwegs um sinisierte Gesellschaften.

Dieser Ausgangsbestand des Qin-Reiches kann also den Beurteilungsrahmen dafür abgeben, wie weit – und in welcher Weise – sich das „chinesische“ Reich in den nachfolgenden 2170 Jahren, d.h. bis zur Gründung der Volksrepublik im Jahre 1949, vergrößert oder verkleinert hat.

Eine Tour d'horizon quer durch diesen Zeitraum läßt erkennen, daß seit damals vier mächtige Expansionen stattgefunden haben, denen dann allerdings meist ebenso einschneidende Gegenbewegungen folgten, die zur Schrumpfung, wenn nicht zum zeitweiligen Verfall des Reichs führten. China hat also, bildlich gesprochen, eini-

ge Male kraftvoll ein-, aber dann oft ebenso stark wieder ausgeatmet.

Die Expansionsphasen fielen in die Zeit der Han-, der Tang-, der Yuan- und der Qing-Dynastien. Zwischen diesen Expansionszeiträumen lag zumeist mehr als jeweils ein halbes Jahrtausend: Die Eroberungen der Han waren hierbei auf das erste vorchristliche Jahrhundert, die der Tang auf das siebte (nachchristliche), die der Yuan auf das 13. und die der Qing auf das 18. Jahrhundert gefallen.

Die beiden ersten großen Eroberungen wurden noch von authentischen Han-Dynastien durchgeführt, während die Expansionen der späteren Zeit, nämlich die der Yuan und der Qing, unter der Regie von Fremddynastien stattfanden.

Zwei Expansionstypen sind also zu unterscheiden, nämlich die Aktionen der Han- und die der Nicht-Han-Dynastien. Bei den letzteren war das chinesische Reich in aller Regel weniger Täter als vielmehr selbst Opfer, besonders im Gefolge des von den mongolischen Eroberern geschaffenen Weltreichs der Yuan, dem China ja selbst als Nebenzweig angehörte.

Aber auch die „authentischen“ Expansionen im engeren Sinne, wie sie unter den Han- und den Tang-Dynastien stattfanden, waren weniger klassische Eroberungs- als vielmehr mutierte Verteidigungsfeldzüge, bei denen die Defensive – einmal in Schwung gekommen – in ein Angriffsgeschehen umgeschlagen war und als solches Eigenes entwickelt hatte.

So hatte beispielsweise die Außenpolitik der Han-Dynastie (-206 bis 220) anfangs noch ganz im Banne der Bedrohung durch das Reitervolk der Xiongnu gestanden, das den Han so schwere Niederlagen beigebracht hatte, daß diese sich fast sechs Jahrzehnte lang (-198 bis -135) kleinlaut geben und sich darauf beschränken mußten, gegenüber den „Barbaren“ eine Beschwichtigungsstrategie zu betreiben, die vor allem mit drei Taktiken operierte, nämlich mit einer „Politik der Geschenke“ (Alkohol, Reis, Kupfergeld, vor allem aber Seide), mit prunkvollen Hofritualen für die Xiongnu-Führer und nicht zuletzt mit der Verhehlung chinesischer Infantinnen an Nomadenfürsten, die damit als Schwiegersöhne gewonnen – und in Pflicht genommen – wurden. Zur gleichen Zeit schickten die Han-Kaiser jedoch auch Späher aus (unter ihnen den durch seine Reisen ins dunkle Zentralasien weltberühmt gewordenen Zhang Qian), die nach „fernen“ Verbündeten Ausschau halten sollten, mit denen vereint man dann „das Nahe bekämpfen“ konnte. Gleichzeitig war die Dynastie nicht müde geworden, ein schlagkräftiges Heer von Reiter- und Fußsoldaten aufzustellen, das schließlich die Kopffzahl von 100.000 erreichte.

Erst nach 60 Jahren einer als schwachvoll empfundenen Passivität waren die Han stark – und motiviert – genug, um nun ihrerseits die Initiative zu ergreifen. Im Jahre -121 erfolgte der erste Energieausbruch, und zwar mit Feldzügen in Richtung Norden, wo zunächst die Steppenreiter der Xiongnu vernichtet und militärische Korridore bis in die Gegend der Oasen Dunhuang und Zhangyi vorgetrieben wurden. Einmal „in Schwung gekommen“ entwickelten die Han-Heere eine Dynamik eigener Art und begannen zwischen -112 und -108 auch nach Ost- und Südostchina (d.h. in die Gegend des heutigen Fujian und Guangdong) sowie nach Nordvietnam (-111) und nach Korea (-108) vorzudringen, um sich im Anschluß daran



sogleich wieder dem zentralasiatischen Krisengebiet zuzuwenden und die Herrschaft dort bis ins heutige Xinjiang auszudehnen, wo -56 das Generalprotektorat der Westgebiete (Xiyuduhu) geschaffen und ein gewaltiger Limes errichtet wurde.

Damit hatten die Han innerhalb von sieben Jahrzehnten ein Gebiet unter ihre Kontrolle gebracht, das vom Japanischen Meer im Osten bis Kashi (Kashgar) im fernwestlichen Tarimbecken und vom nördlichen Altay-Gebirge bis hinunter zum vietnamesischen Da Nang reichte.

All diese Herrlichkeit endete jedoch im Jahre 220, als das Han-Reich unter den Schlägen der „Gelben Turbane“ auseinanderbrach. „Drei Reiche“ (220-280) sowie zahlreiche „Südliche und Nördliche Dynastien“ (*nanbeichao* [48], 420-598) waren es, die sich während der nachfolgenden Jahrhunderte in zumeist chaotischer Weise herausbildeten und einander – wieder einmal – auf Leben und Tod bekämpften, wobei die von den Han eroberten Gebiete schon bald wieder wie unter den Fingern zerronnen waren.

Es sollte weit über ein halbes Jahrtausend dauern, ehe sich das Reich neu konsolidieren – und, im Zeichen der Tang-Dynastie (618-907) – auch territorial wieder erweitern konnte. Wie schon über dem Han – hing auch über dem neuen Tang-Reich von Anfang an eine düstere Wolke der Bedrohung durch Nomadenvölker. Diesmal waren es allerdings nicht mehr die Xiongnu, sondern die Türken, deren Doppelreich sich zu Beginn der Tang-Dynastie von der Wüste Gobi im Osten bis zum Amu Darya (Oxus) im Westen erstreckte und deren Truppen immer häufiger auf das verlockend reiche China übergriffen.

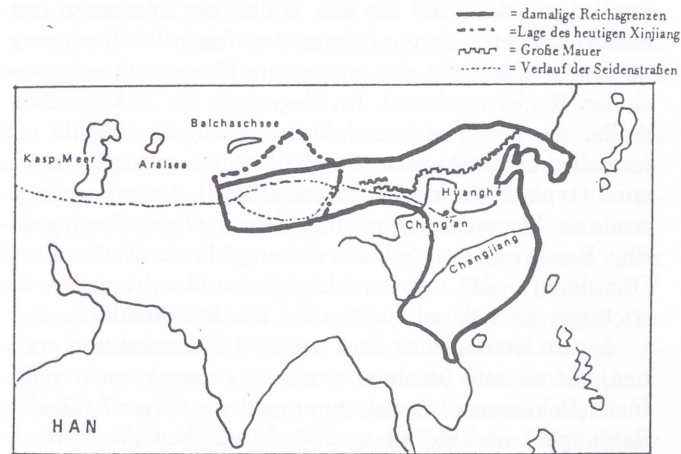
Im kraftvollen Tang-Reich gingen die Uhren allerdings anders als bei den so lange Zeit eingeschüchterten Han. Von Anfang an verzichteten nämlich die Gründungskaiser der Tang, die z.T. selbst noch Türkenblut in den Adern hatten, auf Beschwichtigung und setzten statt dessen auf Gegenangriff, zumal das Reich diesmal auf wirtschaftlich solider Grundlage stand und sich ein starkes Heer, vor allem aber eine schlagkräftige Kavallerie leisten konnte.

Die frühen Tang-Herrscher waren bezeichnenderweise samt und sonders pferdeverrückt, spielten Polo, veranstalteten prunkvolle Ausritte und hielten sich Hofmaler, die sich auf Pferdedarstellungen spezialisierten. Nie wieder im späteren China wurden von den Bildhauern feurigere und schnaubendere Hengste modelliert als während der Tang-Zeit. Noch heute sind Tausende solcher Plastiken – meist in der *sancai* [49] – (drei Farben)-Technik gehalten – zu bewundern, die zumeist als Grabbeigaben dienten. Selbst die Toten sollten also nicht auf ihre Pferde verzichten müssen! Kein Wunder, daß die Tang-Dynastie mit dieser „Kavallerie-Mentalität“ schon bald über eine für weitausgreifende Expeditionen prädestinierte Reiterarmee verfügte. Hatten sich die Vorgänger der Tang, nämlich die Sui (581-618), bei ihrer „Türkenpolitik“ noch auf Defensiv-Maßnahmen, vor allem auf den Bau von Abwehrmauern, beschränkt, so gingen die Tang zwischen 630 und 645 zum Gegenangriff über: Sie vernichteten die beiden Türkenreiche, stießen, wie schon die Han, bis weit ins heutige Xinjiang vor und verfolgten die türkischen Restverbände auch in Richtung Nordosten, und zwar bis hinauf in die Mandschurei und nach Korea.

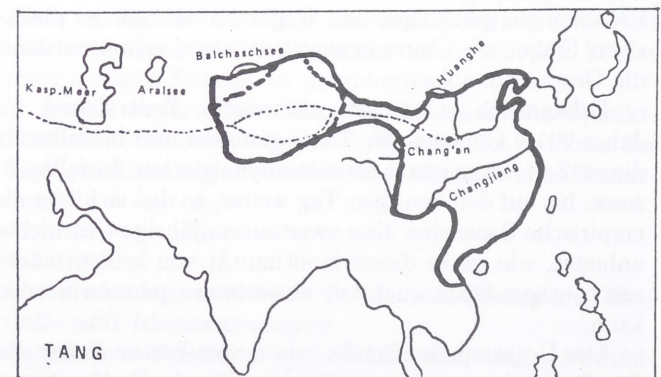
Schon 30 Jahre nach Ausrufung ihrer Dynastie waren die Tang damit zur beherrschenden Großmacht Asiens ge-

worden und kontrollierten ein Gebiet, das von Korea bis Persien und vom Yili-Tal bis nach Vietnam reichte. China hatte damit erneut jene merkwürdig lange, und vor allem in Richtung Nordwesten rüsselartig ausgestreckte Landgestalt angenommen, wie sie schon für die Han-Zeit charakteristisch gewesen war – diesmal allerdings noch weiter nach Westen reichend. Das Einigungswerk der Tang brachte auch eine neue Blütezeit für die Seidenstraßen, auf denen, wie Ausgrabungen aus der damaligen Zeit beweisen, das Leben pulsierte wie nie zuvor.

### Die Ausdehnung des chinesischen Reichs im Wechsel der Zeiten a) Zur Zeit der Han



### b) Zur Zeit der Tang



Nach der Zerstörung der Türkenreiche war China im „fernen Westen“ übrigens zum ersten Mal direkt mit der islamischen Welt in Berührung gekommen – eine Begegnung, die z.T. friedlich, z.T. aber auch höchst konfliktreich verlief – man denke einerseits an das Entstehen zahlreicher arabischer Händlerkolonien entlang der Seidenstraßen, andererseits aber auch an die Schlacht am Talas-Fluß (südlich des Balchasch-Sees) im Jahre 751, bei der die Chinesen geschlagen und von einem weiteren Vordringen nach Westen abgehalten wurden.

Seit der Auseinandersetzung am Talas waren die Fronten in Zentralasien zum Stillstand gekommen. Beide Kulturkreise, der arabisch-islamische und der chinesische, existierten von da an ein halbes Jahrtausend lang meist friedlich nebeneinander, bis über sie gemeinsam im 13. Jahrhundert die Katastrophe des Mongolensturms hereinbrach.



Die Tang-Dynastie war freilich schon lange vor diesem Ereignis aufs schmerzlichste zur Ader gelassen worden. Alle Eroberungen des 7. Jh. hatten sich nämlich bereits in der zweiten Hälfte des 8. Jh. – im Anschluß an die Rebellion An Lushans – wieder in Luft aufgelöst. Das damalige – und so überaus plötzliche – Ende der Tang wird von nicht wenigen Historikern als die schlimmste Katastrophe des kaiserlichen China überhaupt bezeichnet, zumal ja nicht nur der notorische Bürgerkrieg (im Zeichen der *Wudai* [50], d.h. der Fünf Dynastien, 907-960) wieder einmal die Leidenschaften hochkochen ließ, sondern fast schlagartig auch die Hälfte des Reichsgebiets verloren ging.

Von der zweiten Expansion im 7. Jh. vergingen bis zur dritten Großerweiterung erneut fast 600 Jahre. Diesmal, im 13. Jh., war China allerdings nicht Täter, sondern selbst Opfer: zwischen 1279 und 1368 nämlich hatten die Mongolen unter dem Dynastienamen Yuan einen Megastaat errichtet, der sich vom Pazifik bis an die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches erstreckte und dem China als eines von vielen Ländern angehörte, wobei ihm ein gewisser Vorrang nur deshalb zukam, weil an seinem einstigen Nordrand die Hauptstadt Kambalik errichtet wurde, das heutige Beijing.

Dem Yuan-Reich war freilich nur eine kurze Lebensdauer von gerade einmal 89 Jahren beschieden. Mit seinem Verschwinden hatte sich der Territorialbestand, der dem neuen han-chinesischen Ming-Reich (1368-1644) verblieb, von 25 Mio. qkm auf 4,4 Mio. qkm, also auf ein Sechstel, verringert.

Erst nach dem Untergang der langlebigen Ming-Dynastie kam es zu einer weiteren, vierten Großexpansion, und zwar auch diesmal unter der Regie fremder Oberherren, nämlich der mandschurischen Qing-Dynastie (1644-1911), die mit ihren zentralasiatischen Eroberungen, angefangen von der Mongolei über Xinjiang bis hinunter nach Tibet, und mit der Besetzung Taiwans das Reichsgebiet auf 11 Mio. qkm ausweitete: Dies war der geographisch weiteste Umfang, den *Zhongguo* je erreichen konnte. Zwar hatten die Mongolen noch weitaus größere Gebiete beherrscht, doch hatten zu ihrem Reich Territorien gehört, mit denen China geschichtlich und kulturell, vor allem aber auch geopolitisch nie das geringste zu tun gehabt hatte.

Der Ausgangspunkt der Qing-Eroberungen hatte viele Ähnlichkeiten mit den Expansionsanlässen innerhalb der vorausgegangenen 1.800 Jahre: Hatten zur Zeit der Han die Xiongnu und zur Zeit der Tang die Türken das Reich bedroht, so sollten es diesmal zwei westmongolische Völker, die Koschoten und die Oiraten sein, die bereits um 1630 zum Angriff übergegangen waren, und denen die Qing, ähnlich wie die Tang, sogleich nach der Machtergreifung (1648) mit militärischen Gegenmaßnahmen antworteten. Bei den Auseinandersetzungen mit den Oiraten geriet übrigens zu Beginn des 18. Jh. auch Tibet in den chinesischen Einflußbereich: als die Oiraten nämlich das Schneeland zu erobern drohten, rief der Dalai Lama in höchster Not den Qing-Kaiser Kangxi um Hilfe an, der sich dies nicht zweimal sagen ließ, 1720 die mongolischen Angreifer zurückschlug und Lhasa „befriedete“. Einmal in Tibet, wollten die Qing das Heft dort nicht wieder aus der Hand geben und errichteten zwischen 1723 und 1728 jenes Modell für die tibetisch-chinesischen Beziehungen, das, mit einigen Korrekturen, bis ins 20. Jh. hinein verbindlich geblieben ist.

Nach dem Ende der Qing-Dynastie im Jahre 1911 ging der Territorialbestand – fast schon „gesetzmäßig“ – wieder einmal auf beinahe die Hälfte zurück: Diesmal mußte sich die Nachfolgerin – die „Republik China“ – mit 6,9 Mio. qkm begnügen.

Erst die 1949 ausgerufene Volksrepublik konnte den Territorialbestand wieder auf 9,8 Mio. qkm ausdehnen, vor allem durch die „Heimholung“ Tibets, das sich 1911 vorübergehend von der damaligen „Republik China“ losgesagt hatte, sowie durch die Abrundung des Territorialbestands im fernen Westen/Xinjiang.

Für die Han-Chinesen waren all diese Territorialbedingungen nichts anderes als Wiedergutmachungen und Akte der Renormalisierung – eine Behauptung, gegen die vor allem Tibeter und Uiguren bis auf den heutigen Tag Sturm laufen.

Aus der hier wiedergegebenen Skizze lassen sich drei „Gesetzlichkeiten“ zum „Expansions“-verhalten des Reichs der Mitte herauschälen:

Erstens: Das Reich hat sich innerhalb seiner 2170 Jahre von 2,6 Mio. qkm in der Qin-Zeit auf 9,8 Mio. qkm unter volksrepublikanischem Vorzeichen ausgedehnt. Den vier großen Expansionsphasen unter den Han, den Tang, den Yuan und den Qing folgten jeweils Schrumpfungsprozesse, die das von den Han beherrschte Territorium meist auf die Hälfte wieder zusammenschmelzen ließen. Zwischen den vier großen Expansionsphasen lagen im Durchschnitt je etwa 500 Jahre. Die Han hatten ihr Gebiet auf 5,6 Mio. qkm, die Tang auf rund 10 Mio., die Yuan auf 25 Mio. und die Qing auf 11 Mio. qkm erweitert.

Das Reich der Mitte hat also kräftig ein- und ausgeatmet, wobei sich der „Brustumfang“ im Laufe der Zeit vergrößert hat.

Zweitens: Nur die ersten beiden Expansionen waren von authentischen Han-Dynastien getragen worden und hatten sich überdies jeweils aus einer anfänglichen Defensivposition heraus entwickelt. Ganz gewiß kein Zufall war es deshalb, wenn dabei ausgerechnet Territorien jener Völker geschluckt wurden, die China vorher angegriffen hatten – man denke an die mongolischen und mandschurischen Gebiete, aber auch an Teile Zentralasiens, von denen die Xiongnu- und die Türkenangriffe ausgegangen waren.

Drittens: China hat sich im Lauf der Geschichte nicht nur ausgedehnt, sondern hat umgekehrt selbst wiederholte Male weite Bereiche seines Kerngebiets abtreten müssen, weshalb es bis heute gereizt auf alle Ansprüche reagiert, die sich gegen Gebiete richten, die es selbst für die *eigenen* hält. Zu diesen, ob nun zu recht oder zu unrecht beanspruchten Territorien gehören Xinjiang, Tibet, Taiwan, das Südchinesische Meer sowie Hongkong und Macao. Die Wahrung „territorialer Integrität“ (*lingtu wanzheng*) [51], wie es so schön heißt, gehört nach alledem mit zu den Grundpfeilern chinesischer Außenpolitik und ist in den „Fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz“ mitverankert. Die Praxis hat gezeigt, daß die VRCh dieses Prinzip umgekehrt auch *gegen* sich gelten läßt: Es wäre deshalb durchaus unzutreffend, zu argumentieren, daß China, weil es ja sein „Recht“ auf Tibet so energisch geltend macht, auch gegenüber Nepal, Bhutan oder Birma ähnlich aggressiv vorgehen könnte.

Die „Gesetzlichkeiten“ von einst gehören mittlerweile weitgehend der Geschichte an. Möglichkeiten „territorialer Neugestaltung“ gibt es nur noch innerhalb en-



ger Grenzen – man denke an die „Rückkehr“ Hongkongs und Macaos in den Jahren 1997 und 1999, an eine eventuelle Wiedervereinigung mit Taiwan sowie an Autonomisierungsgestaltungen in Xinjiang und vor allem in Tibet. Desgleichen müssen noch tragfähige Lösungen im Bereich des Südchinesischen Meeres gefunden werden, sei es nun, daß eine gemeinsame Nutzung der dortigen Rohstoffe vereinbart wird, oder daß es eines Tages zur Anerkennung des Status quo kommt, womit dann die einzelnen Inseln des Spratly-Archipels zwischen China/Taiwan, den Philippinen, Vietnam und Malaysia aufgeteilt blieben.

Expansionstendenzen über diese „Randbereiche“ hinaus sind geschichtlich in keiner Weise vorgezeichnet, so daß China mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hier auch in Zukunft nicht aktiv wird.

Die Inhalte impansionistischer Werbung haben im Laufe der Zeit gewechselt: Im traditionellen China wurden zumeist konfuzianische Ideale, während des republikanischen Zeitalters vor allem die Lehren Sun Yixians über die „Drei Volksrechte“, in maoistischer Zeit revolutionäre Aufrufe und in den Jahren nach 1978 vor allem reformerische Botschaften verbreitet. Gleichgeblieben aber ist die Absicht ideologischer Bevormundung, die übrigens im Zeitalter des Maoismus zu besonders großer Form auflaufen konnte, weil damals – im Zeichen des kalten Krieges – noch von mehreren anderen Richtungen her „Ideenexpansionismus“ betrieben worden war, sei es nun, wie die chinesische Propaganda es ausdrückte, in Form des „amerikanischen Kulturimperialismus“, des westlichen „Informationsimperialismus“ oder aber der sowjetischen „Agitprop“. Die chinesische Seite konnte hier einfach nicht abseits stehen, sondern hielt – hier gleichsam im ureigensten Element wirkend – kräftig dagegen, sei es nun, daß sie die Dritte Welt zur „Einkreisung der Weltstädte durch die Weltdörfer“ aufrief oder sei es, daß sie in den „Weltstädten“ selbst die Trommel zum Klassenkampf rührte – und damit beträchtliches Echo auslöste, z.B. bei der „68er-Generation“.

#### 1.2.1.2.4

### Primat der Politik, vor allem der Innenpolitik

#### 1.2.1.2.4.1

### Die Politik als Leitmotiv

Außerhalb des politischen Kosmos haben sich im bürokratisch regierten Reich der Mitte kaum je Gegenkräfte entwickelt, die dem politischen Zentrum auf die Dauer hätten Paroli bieten können, geschweige denn ihm überlegen gewesen wären.

China ist deshalb auch nie zum Schauplatz eines Konflikts geworden, wie er z.B. für das mittelalterliche Europa so kennzeichnend war, nämlich von Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche („Kaiser und Papst“) oder aber zur Begründung brisanter Dogmen vom Range etwa einer „Zwei-Schwerter-Lehre“. Auch andere „Dualismen“ sind dem Reich erspart geblieben, so z.B. zwischen Mandarinat und wirtschaftlichem Unternehmertum oder aber zwischen politischer und militärischer Elite. Stets blieb statt dessen die politische Führung maßgebend – und mit ihr der Primat der Politik: Nicht einmal einem Vorrang des Rechts hatte die politische Leitung Tribut zu zollen und selbst der Primat der Ökonomie, wie er angesichts des marxistischen Basis-Überbau-Theorems im Zeitalter

der Volksrepublik eigentlich konsequent gewesen wäre, hat vom Denken der maoistischen Führung nie Besitz ergreifen können. Nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis blieben die Maoisten nämlich Anhänger der altherwürdigen Regel, daß die „politische Arbeit“ auch im Bereich der Wirtschaft „Lebensnerv“ (wörtl.: „Lebensfaden“, *shengming xian*) [52] bleiben müsse.<sup>13</sup> Ganz auf dieser Linie warnte Mao auch immer wieder vor „rein militärischen Gesichtspunkten“<sup>14</sup> und pochte darauf, daß die Politik – abermals nur sie – die „Seele“ (*linghun*) [53] allen Handelns sein müsse.<sup>15</sup>

China war also weder ein „militaristisches“ noch ein „ökonomistisches“ Gemeinwesen – und auch als „Verbändestaat“ hätte man das Reich der Mitte wohl kaum bezeichnen können, und dies, obwohl *guanxi* [54] und Mausechelnetzwerke an der Tagesordnung waren. Ausnahmen bestätigten hier allenfalls die Regel.

Die Präponderanz der Politik sorgte im alten Reich übrigens auch für einen Primat der Innenpolitik, der, wie oben beschrieben, mit der universalistischen Vorstellung von einer „Großen (Welt-) Gemeinschaft“ (*datong*) [55] sowie der Mitte-Konzeption Hand in Hand ging.

Diese Vorherrschaft politischer, vor allem aber innenpolitischer Erwägungen, ist auch in der Republik sowie in der Volksrepublik China erhalten geblieben:

Schon zur Zeit der Nanjinger Republik (1927-1937) war es zu Zerreißproben zwischen Innen- und Außenpolitik gekommen, die bezeichnenderweise alle im Zeichen innenpolitischer Kalküle entschieden wurden.

Die junge Republik befand sich damals, schon wenige Jahre nach ihrer Gründung, in einer Zwickmühle: Auf der einen Seite war die verhaßte kommunistische Bewegung immer noch am Leben, ja konnte sich offensichtlich im Hinterland neu konsolidieren, auf der anderen Seite aber hatten die Japaner unter Ausnutzung eben dieser inneren Schwierigkeiten zwischen 1931 und 1933 riesige Gebiete in Nord- und Nordostchina an sich gerissen.

Wie sollte Nanjing sich in dieser Situation verhalten: sollte es seine Truppen im Norden zum Schutzwall gegen die drohende japanische Gefahr aufbauen oder sollte es nicht schnell noch versuchen, den letzten und entscheidenden Schlag gegen die Kommunisten zu führen?

Jiang Jieshi gab damals bekanntlich der innenpolitischen Option den Vorzug, legte sich aber gerade dadurch mit Verbänden aus seinem eigenen Lager an, die aus den von den Japanern vertriebenen Heimatprovinzen Nord- und Nordostchinas stammten, und die deshalb fest entschlossen waren, der aus ihrer Sicht katastrophalen Weichenstellung Nanjings entgegenzuwirken. So kam es, daß Jiang bei seinem Abstecher zum vorgeschobenen Kommandoposten im nordwestlichen Xi'an am 12.12.1936 von den eigenen Truppen festgenommen und – mit dem Messer an der Kehle – gezwungen wurde, sowohl mit den meuternden GMD-Truppen als auch mit der „Roten Armee“ der Kommunisten ein antijapanisches Bündnis einzugehen.

Nach der Kapitulation Japans im Jahre 1945 wäre es für die damals als Sieger mitgefeierte Guomindang außenpolitisch klüger gewesen, auf Bürgerkriegsauseinandersetzungen

<sup>13</sup>Mao Zedong, Vorbemerkung zum Buch: *Der sozialistische Aufschwung im chinesischen Dorf*, AW V, S.292.

<sup>14</sup>Über die Berichtigung falscher Anschauungen in der Parteiführung, AW I, S.120-122.

<sup>15</sup>Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volk“ vom 27.2.1957, SW V, S.434 ff., hier 458.



zungen mit den Kommunisten zu verzichten und, in Einklang mit den USA, die damals ja immerhin drei große Vermittlungsrunden einfädelten, auf eine Verhandlungslösung hinzuwirken. Doch auch jetzt setzten sich – wieder einmal! – innenpolitische Erwägungen durch – und mit ihnen am Ende auch der Bürgerkrieg, der zwischen 1946 und 1949 ausgefochten wurde und der zur Überraschung aller Welt zugunsten der Kommunisten ausging.

Auch nach Ausrufung der Volksrepublik blieb dieser Primat der Innenpolitik weiterbestimmend: Am liebsten hätten die siegreichen Maoisten beispielsweise überhaupt auf jede Außenpolitik verzichtet und sich ganz auf die „revolutionäre“ Umgestaltung der Gesellschaft sowie auf die Bereinigung der Grenzfragen an der Peripherie (Tibet, Xinjiang, Taiwan) beschränkt.

Wenn sie sich dann gleichwohl aufs Parkett der Außenpolitik begaben, so geschah dies, weil sie sich von außen her, nämlich durch die USA, herausgefordert fühlten, die nicht nur in der Taiwan-Frage zugunsten der Guomindang Partei ergriffen, sondern sich auch, wie Beijing es sah, in innerkoreanische Angelegenheiten „eingemischt“ und Truppen nach Korea entsandt hatten. Stand hinter dem angeblichen Korea-Engagement aber nicht letztlich der Plan einer Rückeroberung Chinas zugunsten der Guomindang? Interventionsbefürchtungen dieser Art waren es dann ja auch, die Beijing dazu veranlaßten, im Oktober 1950 eigene Verbände nach Nordkorea zu entsenden, und zwar mit dem Auftrag, den auf den Grenzfluß Yalu vormarschierenden Feind zurückzuwerfen und damit Angriffe auf China schon im koreanischen Vorfeld abzublocken. Bekanntlich gerieten die chinesischen Verbände mit dieser Vorwärtsverteidigung sogleich ins Zentrum der Auseinandersetzungen – und hatten ihren Einsatz am Schluß mit über einer Million Toten zu bezahlen.

Sogleich begann der Schatten des Koreakriegs auch auf die Heimatfront zu fallen und dort zu einer Verschärfung der ohnehin schon hart geführten Kampagnen gegen die Grundbesitzer und die „Konterrevolutionäre“ zu führen.

Auch die Abwendung von der Sowjetunion begann 1958 zunächst an der innenpolitischen Front, als nämlich die Maoisten verkündet hatten, fortan nicht mehr dem sowjetischen Modell der „kleinen Schritte“, sondern einem eigenen – von Yan'an inspirierten – Kurs der „großen Sprünge“ folgen zu wollen. Was hier innenpolitisch begann, führte zwei Jahre später auch außenpolitisch zum Eklat.

Noch stärker als 1958 zeigte sich die Präponderanz innenpolitischer Überlegungen während der Großen Proletarischen Kulturrevolution, in deren Verlauf selbst Länder der Dritten Welt unter den Dreistigkeiten der „Rotgardistendiplomatie“ zu leiden hatten. Die Außenwelt schien damals nicht mehr zu existieren – mit Ausnahme eines einzigen Landes, das weitab vom Schuß lag und das gerade einmal ein viertel so viele Einwohner hatte wie Shanghai, nämlich das Albanien Enver Hoxhas. Im übrigen spielte sich „Außenpolitik“ damals nur noch in Form der Unterstützung revolutionärer Bewegungen in den Nachbarländern ab – allerdings auch nur insoweit, als diese Aufständischen dem chinesischen Modell folgten. Wo sich Rebellen, wie z.B. die „Rote Flagge“ in Birma, nach der UdSSR ausrichteten, wurde ihnen in Form der pekingorientierten „Weißen Flagge“ eine Gegenbewegung vor die Nase gesetzt.

Und die Reformer? Auch sie traten von Anfang an nach eigenen, aus der Innenpolitik stammenden Regeln auf und begannen damit einen Kurs zu steuern, der in dem Maße an Profil gewinnen dürfte, als die Volksrepublik an außenpolitischer Statur zunimmt.

Schon heute zeigt das reformerische China in der internationalen Politik eine Handschrift, die auf dem Feld der Innenpolitik eingeübt worden ist:

Zu nennen wäre hier etwa das ASEM-Konzept, das dem „Asia Europe Meeting“ vom März 1996 übergestülpt wurde und das auf eine Art diplomatisches „Kamingespräch“ hinausläuft, in dessen Rahmen sich die maßgebenden Politiker zunächst einmal *persönlich* kennen- und sich gegenseitig vertrauen lernen sollten, ehe sie an die Lösung von Sachproblemen herangehen.

Eine zweite Besonderheit, die mit dem für China so typischen ganzheitlichen Verständnis zusammenhängt, ist ein neuer Sicherheitsbegriff, der Sicherheit nie unter ausschließlich militärischen Gesichtspunkten ins Auge faßt, sondern sie stets in eine Gesamtheit von wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und personellen Bezügen eingebettet sehen möchte. Typischerweise tauchen hier Begriffe auf wie „gegenseitig vorteilhafte Zusammenarbeit“ (*hulide shuangbian hezuo*) [56] oder „Personenkontakte“ (*renyuan wanglai*) [57]. Alles sollte auf „Gegenseitigkeit beruhen“ (*shi xianghude*) [58] und „ohne Bedingungen erfolgen“ (*bu fudai renhe tiaojian*) [59]. Auch von „Demokratisierung“ (*minzhuhua*) [60] der internationalen Organe ist die Rede, obwohl eine solche Institutionalisierung dem überkommenen chinesischen Kodex eigentlich zuwiderläuft.

Als dritte Neuerung wäre die angeblich von Deng Xiaoping persönlich aus der Taufe gehobene „Theorie von einem Staat und zwei Systemen“ (*yi guo liang zhi*) [61] zu erwähnen, mit deren Hilfe eine hochkapitalistische Enklave à la Hongkong im Juli 1997 einem Staatsgebilde eingepflanzt wurde, das zumindest offiziell nach wie vor „sozialistisch“ verfaßt ist.

Auch die „Fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz“, die im Juni 1954 von China gemeinsam mit Indien und Birma aus der Taufe gehoben wurden, enthalten, vor allem was die „Wechselseitigkeits“-Prinzipien anbelangt, viel autochthones Gedankengut.

#### 1.2.1.2.4.2

#### Der Triumph des Zivilmandarinats über das Militär

Unter den Kulturvölkern, die in historischer Kontinuität bis auf den heutigen Tag fortbestehen, ist das Reich der Mitte am frühesten auf kritische Distanz zum „Militarismus“ gegangen. Undenkbar, daß die Armee dort zu einer „Schule der Nation“ hätte werden, daß das Militär finanziell andere Teile der Gesellschaft in den Schatten hätte stellen oder daß von einer „Armee mit einem Staat als Anhängsel“ die Rede hätte sein können.

Paradoxerweise hat China all diese „Undenkbarkeiten“ im Zeitalter des Maoismus aber dann doch noch nachgeholt, und zwar mit solcher Gründlichkeit, daß 2000 Jahre historischer Erfahrung plötzlich wie ausgelöscht zu sein schienen und daß zeitgenössische Beobachter das Gefühl nicht loswerden konnten, als sei die Ausnahme zur Norm geworden: Erstens einmal hatte sich die VBA 1949 einen Staat nach *ihren* Vorstellungen geschaffen, nämlich die Volksrepublik China; zweitens übten die Gewehrläufe, allen Abwiegungen Maos zum Trotz, vor allem zwischen



1949 und 1954 sowie zwischen 1967 und 1971 Macht über die KPCh aus; drittens bleibt aber auch dann, wenn man von diesen Ausnahmejahren absieht, der nur schwer zu verdrängende Eindruck, daß die Armee seit 1949 einzigartige Privilegien hat in Anspruch nehmen können:

Sie verfügte über mehr Lkws, leistungsfähigere Krankenhäuser und besser ausgerüstete Clubeinrichtungen als irgendeine zivile Organisation. Sie unterhielt ihre eigenen Staatsfarmen und Fabriken, ja sogar eigene Gerichte und Staatsanwaltschaften, publizierte ihre eigenen Zeitungen und Illustrierten, betrieb Dutzende von Ausbildungszentren, leistete sich eigene Museen und Kunsteinrichtungen, besaß ihre eigenen Gästehäuser, wurde finanziell bevorzugt und hatte zahlreiche Spitzenämter in der Parteiführung gleichsam gepachtet. Auch wurden bis zum Beginn der Reformen außenpolitische Konflikte nicht weniger als sechsmal militärisch gelöst, nämlich in Korea (1950-1953), in Tibet (1950), gegenüber Indien (1962), gegenüber der Sowjetunion am Ussuri (1969), im Südchinesischen Meer (Besetzung der Paracel-Inseln 1974) und gegen Vietnam (1979).

Erst die 1979 ff. einsetzende „Renormalisierung“ ließ rückblickend deutlich werden, daß es sich bei dieser „militaristischen“ Zwischenphase um eine Ausnahmeerscheinung gehandelt hatte, die – gemessen an der zweitausendjährigen Tradition – extrem, wenn nicht beinahe abartig wirkt.

In äußerster Raffung könnte man die traditionelle Einstellung gegenüber dem Militär auf die Formel „Subsidiarität und Abwehr“ bringen. Hinzu kommen noch zwei weitere Elemente, die sich, aller schönen Theorie zum Trotz, aus dem Konfliktalltag herausentwickelt und zu normativen Erfahrungen verdichtet haben, nämlich „Gerissenheit“ und „Formaldisziplin“. Erwähnenswert auch noch die Vielzweckfunktion des Militärs. Alles in allem geht es hier also um fünf Strukturmerkmale:

⇒ Subsidiarität des Militärischen: Da fast alle philosophischen Systeme Chinas als Fanale gegen den Krieg errichtet worden sind, braucht es nicht weiter zu verwundern, daß sie den Krieg als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ kategorisch ablehnen. Die Konfuzianer verurteilen ihn, weil er unmoralisch ist, die Mohisten, weil er keinen Nutzen bringt, und die Daoisten, weil er die Ruhe und das Gleichgewicht stört.<sup>16</sup>

Auf der anderen Seite hat freilich auch prinzipieller Pazifismus bei diesen drei Schulen keine Freunde finden können: Zumindest waren sie sich darin einig, daß Abwehrkriege legitim sind. Konfuzius war auch insofern kein Pazifist, als er Straffeldzüge gegen „barbarische Völker“ für durchaus zulässig hielt.<sup>17</sup>

⇒ Auf Ablehnung stößt aber nicht nur der Pazifismus, sondern auch das andere Extrem, nämlich der Militarismus. Dies zeigt auf unübertrefflich deutliche Art einer der berühmtesten Aussprüche des Konfuzius, in dem die drei Grundlagen einer guten Regierung aufgezählt werden, nämlich „ausreichende Ernährung, ausreichendes Militär und Volksvertrauen“ (*zu shi zu bing min xin*)

[62]. Auf die Frage, welches dieser drei Potentiale er in welcher Reihenfolge opfern würde, antwortete der Meister: Zuerst die Armee und dann die Ernährung. Als mit Abstand kostbarstes Gut bleibe das „Vertrauen des Volkes“ – moderner ausgedrückt: die „richtige politische Kultur“. Von allen Lebensgrundlagen eines Staates gelten demnach Soldaten als das mit Abstand „entbehrlichste“ Element, auch wenn sie normalerweise nicht völlig verzichtbar sind. Sie beglaubigen – ähnlich wie die modernen Nato-Verbände – ihre Existenzberechtigung gerade dadurch, daß sie *nicht eingesetzt* werden müssen.

Kaum an einer anderen Stelle kommt die untergeordnete Bedeutung des Soldatentums plastischer zum Ausdruck als in den graphischen Elementen des Schlüsselzeichens für „Militärwesen“, nämlich dem Terminus *wu* [63], der aus zwei Teilen besteht – einer Hellebarde und dem Zeichen für „stillestehen“ (*zhi*) [64]. Modern übersetzt „steht“ das Militär also „Gewehr bei Fuß“, darf sich niemals in den Vordergrund drängen und schon gar nicht verselbständigen. Diese Überzeugung hat sich tief in die Köpfe des chinesischen Volkes eingesenkt und findet ihre Widerspiegelung in dem Sprichwort *hao tie bu da ding, hao nan bu dang bing* [65]: „Aus gutem Eisen schmiedet man keine Nägel und aus guten Männern macht man keine Soldaten“.

⇒ Defensivität als Leitmotiv: Die beste Verteidigungspolitik besteht nach kanonischer Auffassung darin, das Gute und Rechte zu tun und „für das Volk zu sorgen“ (*bao min*) [66]. Die Wirksamkeit von Abwehrmaßnahmen hängt also in erster Linie nicht von den Soldaten, schon gar nicht von der Größe der Verteidigungsarmee, sondern von der *Moral* der Verteidiger ab. Eng verknüpft damit ist ein weiterer Gesichtspunkt, nämlich die

⇒ Gerissenheit, die freilich nicht eine Konsequenz konfuzianischer Lehren, sondern vielmehr deren negatives Abbild ist und sich aus der Praxis des Konfliktalltags herausentwickelt hat: Hier hat sich vor allem die Lehre Sunzis, des berühmtesten Militärdenkers der chinesischen Geschichte, durchsetzen können, obwohl er in seinen „Dreizehn Geboten der Kriegskunst“ den Weg der Täuschung und des Verwirrspiels zum Maßstab aller Dinge erklärte.

Bezeichnenderweise ist aber auch für den „Macchiavellisten“ Sunzi nicht der Kampf, sondern der „Sieg ohne Kampf“ oberstes Ziel – und als solcher vor allem durch *politische* Maßnahmen anzustreben, sei es nun durch Vertragsbruch und Täuschung oder sei es durch Operationalisierung jener „36 Finten“ (*sanshiliu ji*) [67], die allesamt Zerrbilder des Konfuzianismus, gleichzeitig aber auch legitime Kinder eines vielhundertjährigen Kriegs waren, wie er zum Alltag gehörte, ehe im Jahre 221 v. Chr. der erste chinesische Zentralstaat aus der Taufe gehoben wurde. „Finten“ dieser Art und die Erziehung des Soldaten zum Kadavergehorsam waren Erscheinungen, die auch nach der Reichsgründung immer wieder auftauchten, die dann allerdings meist verschämt ausgeblendet wurden.

⇒ Das Militär als Mädchen für alles: Soldaten dienten im Reich der Mitte nicht nur als Kämpfer, sondern auch als „Wehrbauern“, als „Flußkanalsoldaten“ oder als „Speichersoldaten“, und zwar unabhängig davon, ob, wie in der

<sup>16</sup>Näheres dazu Weggel, *Das nachrevolutionäre China. Mit konfuzianischen Spielregeln ins 21. Jahrhundert?*, Bd. 267 der Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg 1996, S. 142 ff., hier 143.

<sup>17</sup>Ebd., S. 143.



Tang-Zeit, allgemeine Wehrpflicht oder aber, wie in der Song-Zeit, Söldnertum vorherrschte.

So weit also die fünf Eigenarten des chinesischen Militärs, wie sie sich über die Jahrhunderte herausgebildet haben. Der rote Faden, der diese Strukturmerkmale durchzog, war die seit der Han-Zeit institutionell verfestigte Vorherrschaft der Zivilbürokratie gegenüber der Armee. Zwar kam es immer wieder zu Spannungen zwischen *wen* [68] und *wu* [69], d.h. zwischen zivilen und militärischen Gruppierungen sowie zur Entfaltung von „Prätorianertum“, mit dem Partikularismus und eine Verästelung der Loyalitäten einhergingen; am Ende setzte sich aber dann doch immer wieder der „zentralismusfreundliche“ Primat des *wen* durch.

Für das politische System des Reichs der Mitte war es überdies charakteristisch, daß auch das Militärmandarinat vom allgemeinen Trend der Bürokratisierung erfaßt – und meist auch mit staatstragender Gesinnung geimpft – werden konnte, so daß schon dadurch eine Verselbständigung des Militärs eher auf Ausnahmen beschränkt blieb.

Mit zum Selbstverständnis der Militärbürokratie gehörte es nicht zuletzt auch, daß „außenpolitische“ Probleme keineswegs durch den Einsatz von Waffen, sondern möglichst durch „Befriedung“ und „Erziehung“ sowie notfalls auch durch Einschüchterung, durch Täuschung oder durch Bestechung, auf alle Fälle aber durch *nicht* militärische Mittel zu bereinigen seien. Wer es nötig hatte, Militär einzusetzen, bewies schon dadurch, daß er für politische Aufgaben eigentlich kein „Mandat“ besaß – oder daß er, modern ausgedrückt, „seinen Beruf verfehlt“ hatte. Selbst Sunzi, seines Zeichens Urbild des chinesischen Militärs, hatte ja, wie erwähnt, dafür plädiert, Siege möglichst ohne Kampf zu erringen. Alles in allem bestand eine tiefe Abneigung gegen alles Militärische, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Chinas der Kaiser zog, und die gerade heute, nach dem Ende des maoistischen Interregnums, wieder aufzuleben beginnt.

### 1.2.1.3

#### Bedingungsstrukturen traditionellen „Außer“-Verhaltens: Drei Leitmotive

##### 1.2.1.3.1

#### Ordnungsversessenheit: China als geborene Stabilisierungsmacht

So sehr die Heilsbotschaften der klassischen Denkschulen Chinas, angefangen vom Daoismus über den Mohismus und die Rechtsschulen bis hin zur „Schule der Sanften“, d.h. der Konfuzianer, auch sonst voneinander abweichen mögen, so sehr gleichen sie sich letztlich doch alle darin, daß sie – als Reaktionen auf ein vielhundertjähriges Blutvergießen entstanden – Kampfansagen an Spontaneität, Chaos, Anarchie und Disharmonie sind.

Die philosophischen Antworten auf „500 Jahre Krieg“ fielen also zwar denkbar verschieden aus, insofern nämlich die Daoisten eine Emigration nach innen, die Legalisten eine Gleichheit aller vor dem Gesetz und die Konfuzianer Versittlichung durch Bekämpfung der Ichbezogenheit verlangten – am Ende jedoch wollten sie mit diesen so diversen Ratschlägen alle auf das gleiche Ziel hinaus, nämlich auf Ordnung und Restabilisierung. Am Anfang der chinesischen Philosophie stand m.a.W. eine tiefe Sehnsucht nach Berechenbarkeit. Von Spontaneität, Konflikt-

bereitschaft und kreativem Chaos hatte man genug! Kein Wunder, daß gerade der Konfuzianismus, der die meiste Zeit der Geschichte über ja das Denken der politischen Elite entscheidend beeinflusst hat, in seinem Kern eine Ordnungslehre geblieben ist, die im Zeichen eines Ordnungsdreiklangs stand, insofern die Konfuzianer nämlich auf Sittlichkeit, Ritual und die gestaltende Kraft der richtigen Beziehungen vertrauten und insofern sie Ordnung stets auch mit drei Vorstellungen verbanden, nämlich mit „Harmonie“ (notfalls bis aufs Messer!), mit „Hierarchie“ und mit „Vergangenheitsorientierung“.<sup>18</sup>

Ordnung ist freilich ein der Dialektik mit dem Chaos (*dongluan*) [70] ausgesetzter und deshalb stets gefährdeter Zustand, der permanent kontrolliert sein will. Wenn manchmal sprichwörtlich behauptet wird, die Deutschen seien das ordnungsliebendste Volk der Welt, so trifft dies keineswegs zu; denn weitaus ordnungsbewußter, ja ordnungsversessener sind die Chinesen – mit einer „kollektiven Erinnerung“ an 500 Krieg im Rücken!

Der Ordnung zuliebe ist es paradoxerweise auch immer wieder zu blutigen Unterdrückungsaktionen gekommen: Man denke an die „Liquidierung“ mehrerer Millionen aufständischer Taiping-Anhänger Mitte des 19. Jh. – oder aber, um hier ein noch frisch in Erinnerung stehendes Beispiel zu nennen, an das Tiananmen-Massaker vom 4. Juni 1989.

Da Ruhe und Stabilität so lange wie möglich erhalten bleiben sollen, kommt es, wenn die Sicherungen dann doch einmal durchbrennen, fast immer zu vulkanartigen Eruptionen: Klassische Beispiele dafür waren die Bauernaufstände, die das Ende fast aller großen Dynastien, sei es nun der Han, der Tang, der Song oder der Ming herbeigeführt haben; ganz auf dieser Linie lag auch die von den Maoisten im 20. Jh. lancierte „permanente Revolution“, die der alten Gesellschaft den Todesstoß versetzen und an ihrer Stelle den „Neuen Menschen in einer Neuen Gesellschaft“ hervorbringen sollte, die darüber hinaus den Klassenkampf zur Haupttriebkraft erklärte und die das Chaos als kreatives Geschehen zu popularisieren versuchte, die sich aber, ähnlich wie eine altchinesische Bauernrebellion, schon kurze Zeit nach dem Tode ihres Anführers wieder verzehrt hatte, und die seit dem Beginn einer neuen Phase – den Reformen – praktisch nur noch als negatives Modell weiterwirkte: Mao hatte mit seinen 30 Klassenkampfkampagnen auch dem letzten seiner Landsleute klarzumachen versucht, daß Revolutionen „kein Gastmahl, kein Aufsatzschreiben, kein Bildermalen und kein Deckchensticken“ sein können, sondern daß sie als „Gewaltakte“ zu verstehen seien, „durch die eine Klasse eine andere Klasse auslöscht“.<sup>19</sup> Angesichts einer Tradition, die 2000 Jahre lang genau das Gegenteil von „Klassenkampf“, nämlich Ruhe, Gleichgewicht und Stabilität gepredigt hatte, konnte es kaum jemanden verwundern, daß sich der Zeitgeist nach dem Tode Maos gleichsam im Handumdrehen zu renormalisieren begann und daß Ordnungsbeflissenheit erneut zum *cantus firmus* wurde.

Der beschwörende Terminus *wending* [71] tauchte jetzt in fast jeder Verlautbarung auf. „Stabilität, Stabilität und nochmals Stabilität“ – dies war auch das Kernanliegen

<sup>18</sup>Zu diesen Einzelheiten vergl. Weggel, *Das nachrevolutionäre China. Mit konfuzianischen Spielregeln ins 21. Jahrhundert?*, Bd.267 der Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg 1996, S.21-43.

<sup>19</sup>Mao Zedong, *Ausgewählte Werke*, Bd.I, S.27.



Deng Xiaopings. *Wending shi yiqie chengjiude jichu* [72] („Stabilität ist die Basis allen Erfolgs“) – dieser Satz aus einer Titelüberschrift der *Volkszeitung*<sup>20</sup> wurde zur Hauptdevise des Reformzeitalters – und hätte als solcher ja bereits in jeder altkonfuzianischen Verlautbarung stehen können! Ganz auf dieser Linie hieß es auch beim XV. Parteitag im September 1997, daß „ohne Stabilität gar nichts geht“ (*mei you wending, shenmo shi ye gan bu cheng*) [73].<sup>21</sup>

Auch in der Außenpolitik der VR China nimmt *wending* seit der „Umkehr“ von 1978 eine Spitzenposition ein. Ganz auf dieser Linie erklärte z.B. Staatspräsident Jiang Zemin bei der APEC-Konferenz von Jakarta am 15.11.94, daß „die Welt Stabilität braucht. Ohne eine stabile Umgebung läßt sich nichts erreichen, und selbst das bereits Erreichte ginge wieder verloren“.<sup>22</sup>

Ordnung und Stabilität sind aber nicht nur der politischen Elite, sondern mehr noch dem Durchschnittschinesen – über alle Regimegrenzen hinweg – teuer, ja heilig.

Das Urgestein des konfuzianischen Ordnungsgefüges trägt also auch am Ende des 20. Jh. noch, und dies, obwohl die überkommene chinesische Gesellschaft während der maoistischen Umbruchsjahre aufs verheerendste durchgerüttelt worden ist – man denke an die Vernichtung des ländlichen Grundbesitzertums, an die Kollektivierung von Boden und Kapital oder an die neuen Führungs- und Erziehungsagenturen, die jahrelang *einen* Erdbeben nach dem anderen ausgelöst haben, so daß kein Stein mehr auf dem anderen blieb. Und doch haben die drei altherwürdigen Stabilisatoren der konfuzianischen Gesellschaftslehre nichts von ihrem Appellcharakter verloren, ja scheinen mittlerweile von Tag zu Tag an Attraktivität sogar wieder hinzuzugewinnen.

China ist von seinem historischen Erbe her also nach wie vor dazu prädestiniert, auch im 21. Jh. wieder als Ordnungsmacht aufzutreten.

Aus der Sicht des zuendegehenden 20. Jh. erscheinen die chaotischen Umbruchsjahre der maoistischen Politik wie ferne Erinnerungen, die psychologisch 10.000 Jahre zurückliegen.

Zu einem Hauptbestandteil der „Deng-Xiaoping-Theorie“ gehört, neben der „Befreiung des Denkens“ und der wirtschaftlichen Entwicklung die „Ersetzung des Chaos durch Ordnung“ (*bo luan fan zheng*) [74].<sup>23</sup>

Chinesische Außenpolitik hat den westlichen Beobachter nur solange vom Stuhl gerissen, als sie – im Zeichen des Maoismus – klassenkämpferisch, aufbegehrend und unruhstiftend war.

Je mehr sie wieder zu sich selbst – d.h. zur Stabilitätsversessenheit – zurückkehrt, um so „uninteressanter“, ja „langweiliger“ beginnt sie zu wirken – zumindest auf die westlichen Medien!

### 1.2.1.3.2

#### Defensivhaltung

Das traditionelle China mag sich *ideologisch* zwar durchaus offensiv, d.h. impansionistisch, gegeben haben; *politisch-militärisch* pflegte es dagegen eher die Igelhaltung einzunehmen.

Schon in der oben erwähnten Fernsehserie *Heshang* [75] hieß es mit kritischem Unterton, daß sich kein anderes Volk der Welt so bodenverhaftet und so introvertiert verhalten habe wie „unsere Ahnen“. Immer wieder hätten sie sich hinter Abwehrmauern verschanzt: Statt beispielsweise selbst die Initiative zu ergreifen und sich aktiv der japanischen Piraten zu erwehren, die vor allem im 16. und 17. Jh. die chinesischen Küsten heimsuchten, habe die Ming-Dynastie nur müde reagiert und die Qing-Dynastie schließlich gar den gesamten Küstenstreifen entvölkert. Auch gegen die mit modernen Flotten aufkreuzenden Europäer sei den Vorfahren nichts Besseres eingefallen als den Kopf in den Sand zu stecken und zu versuchen, sich durch Abkapselung noch stärker abzuschirmen.

In der Tat scheint die Defensive einem allesbeherrschenden Lebensgefühl im traditionellen China entsprungen zu sein, dessen Symbole noch heute zu bestaunen sind, und zwar in Form von Reichsmauern, Stadtmauern und Geistermauern. Auch in anderen Ländern hat es „Mauerkulturen“ gegeben, doch nirgends haben Defensivbauten das Denken so sehr beschäftigt – und übrigens auch die Muskulatur so sehr in Anspruch genommen – wie im traditionellen China. Ihr Reich schirmten die Bewohner des Reichs der Mitte durch eine Große Mauer von weltgeschichtlich einzigartigen Ausmaßen ab, vor allem gegen die „nördlichen Barbaren“. Auch ihre Städte waren von Wällen umgeben, mit denen verglichen sich eine Nürnberger oder eine Nördlinger Stadtmauer wie Spielzeug ausnimmt. Sogar die Wohngehöfte gaben sich nach außen wie kleine Festungen: nach Schachbrettmuster und wie mit der Schnur gezogen waren sie – Hof für Hof – von unfreundlich-abweisenden Mauerwänden umgeben. Nicht genug damit aber pflegte selbst der Eingang in diese „innersten Festungen“ nochmals durch eine Geistermauer verstellt zu sein: das Sicherheits- und Abschirmungsbedürfnis schien in der Tat keine Grenzen zu kennen. So reagiert nur ein Volk, in dessen kollektives Gedächtnis sich die Erinnerungen an endlose Kriege eingegraben haben und dem eine Art „Defensiv-Manie“ zur zweiten Natur geworden ist. Nichts, was nicht ein- oder ausgegrenzt wurde!

Bezeichnenderweise ist auch der Begriff für „Stadt“ und für „Mauer“ seit unvordenklichen Zeiten derselbe – nämlich *cheng* [76]. Eine Stadt, die keine Mauer besaß, wurde a priori auch nicht als urbane Ansiedlung ernstgenommen, selbst dann nicht, wenn sie, wie das bei Guangzhou liegende Foshan schon im Mittelalter rund 1 Mio. Einwohner beherbergte – und damit das größte „Dorf“ der Welt war.

Das offensichtlich unbeschränkte Vertrauen der Chinesen auf Mauern hat sich in aller Regel ausgezahlt, da solide umwallte Städte in der Regel nicht erobert werden konnten. Die wenigen berühmten Ausnahmen, wie der Fall von Nanjing im Jahre 975, von Kaifeng im Jahre 1127 sowie von Xiangyang im Jahre 1273 bestätigen lediglich die Regel: Offensichtlich galten diese Sonderfälle als dermaßen sensationell, daß sie immer wieder beschrieben wurden und damit bisweilen vergessen ließen, daß der Löwenanteil aller Städtebelagerungen mit einem „Sieg der Eingeschlossenen“ geendet hatte, die zumeist über den längeren Atem verfügten.

Kein Wunder, wenn angesichts dieser Erfolgsserie die Städteverteidigung zum militärischen Hauptanliegen der

<sup>20</sup>RMRB, 22.1.91.

<sup>21</sup>RMRB, 22.9.97.

<sup>22</sup>XNA, 16.11.94.

<sup>23</sup>RMRB, 22.9.97.



Bürokratie werden konnte, vor allem während der Song- und der Ming-Zeit.

Aber auch schon aus der Tang-Dynastie wird von gewaltigen Festungen berichtet, deren Anlage meist einem bewährten Vierschema folgte: Die Außenränder der Stadt wurden von einer Außenmauer umgeben, der *yangmacheng* [77] (wörtl.: „Schaf-Pferde-Mauer“), in deren Schatten, wie der Name verrät, die Weideplätze lagen und die der Vornewegverteidigung diente.

In Abständen von 100 bis 300 m folgte sodann die Hauptmauer (*cheng*), die schon in der Tang-Zeit in aller Regel 15 m hoch emporragte. Nicht selten gab es in kritischen Bereichen des Mauerverlaufs auch noch eine „innere Festung“ (*zicheng*) [78], in deren Bereich sich die Verteidiger konzentrieren und neu sammeln konnten.

Aber auch hinter der Hauptmauer war das Gelände keineswegs ungeschützt; vielmehr türmte sich hier meist nochmals eine innere Festung auf, nämlich die *yacheng* [79], d.h. also die „innere Umfriedung“, hinter deren Mauern der Magistrat, also die Stadtverwaltung, die Kreisverwaltung oder – bei Provinzhauptstädten – auch die Provinzverwaltung ihren Schutz fand.

Aber auch außerhalb der umwallten Städte, also auf dem flachen Land, gab es immer wieder Verteidigungspositionen, die meist von ganzen Garnisonen verteidigt wurden. Solche Stellen hießen *zha* [80]. Der Begriff zeigt in seinen graphischen Elementen das Zeichen „Holz“ und Gitterstäbe, heißt also soviel wie Holzgitter, Straßensperre oder Palisadenverriegelung. Stätten dieser Art gab es (und gibt es noch heute) über ganz China verteilt, sogar auf Taiwan, so z.B. in der nördlich von Taibei gelegenen Stadt Muzha.

Niemand hat über die Belagerung und Verteidigung mittelalterlicher chinesischer Städte mehr publiziert als Herbert Franke. Einen seiner Essays<sup>24</sup> beginnt er mit dem Satz: „Die Bedeutung umwallter Städte für die Machtstruktur im traditionellen China kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; wurde doch der Bestand des Reiches als geschlossener Einheit durch ein Netzwerk von ummauerten Festungen gesichert“, während das Land ringsum im doppelten Sinne ungeschützt dalag, nämlich gegenüber äußeren Feinden, aber auch gegenüber dem nicht selten habgierigen Zugriff der Städter. Anders als im mittelalterlichen Europa gab es auf dem flachen Land keine Landhäuser oder Residenzen der lokalen Aristokratie. Vielmehr wurde die Doppelrolle des „Nutznießers“ und „Beschützers“ hier von den Städten übernommen!

Drohte ein Angriff von außen, so setzte sogleich ein Prozeß ein, der dem Prinzip des *jian bi qing ye* [81] folgte – wörtl.: „befestigen die Mauern, evakuieren das wilde (Land)“: Die Bevölkerung sowohl der Stadt als auch der umliegenden Dörfer hatte sich demgemäß hinter die Wallanlagen zurückzuziehen und alles mit dorthin zu schaffen, was „nicht niet- und nagelfest“ war. Dem Feind sollten nur „verbrannte Erde“ und oft auch vergiftete Brunnen hinterlassen werden. Außerdem hatten die Städte bereits im Vorgriff Getreide und Bohnen in solchen Mengen gehortet, daß ihre Bewohner Belagerungen für Wochen, wenn nicht für Monate durchhalten konnten.

Zum militärischen Schutz der Mauern wurden zwar auch Berufsmilitärs eingesetzt; der Löwenanteil der Ver-

teidiger kam jedoch aus dem Stadtbürgertum, wobei das *baojia* [82], d.h. das System der gegenseitigen Überwachung von zehn durch je zehn weitere Familien als beste Garantie galt.

Wie stark die Bunkermentalität ausgebildet war, läßt sich u.a. auch den „Regeln gegen die Armen“ (*fang qiongmin*) [83] entnehmen, die zeigten, wie mißtrauisch die Magistratsverwaltungen gegenüber dem ärmeren Teil der Bevölkerung zu sein pflegten, in dessen Reihen der „Verrat“ offensichtlich zuhause war – zumindest gab es entsprechende Ängste und Vorsorgeregungen. Nachts herrschte beispielsweise Ausgangssperre. Teehäuser und Weinrestaurants sowie Bordelle mußten geschlossen bleiben und nirgends durfte – aus Angst vor Rauchzeichen! – offenes Feuer angezündet werden. Streng waren auch die Meldepflichten, die Wachablösungsregelungen und vor allem die Brandbestimmungen, die deshalb so strikt eingehalten werden mußten, weil das städtische Durchschnittsgebäude aus Holz zu sein pflegte und weil die Belagerer mit ihren *huopao* [84] („Feuerkatapulten“) häufig brennende Geschosse oder „Feuerlanzen“ (*huoqiang*) [85] in die Stadt schleuderten.

Auch gab es zahlreiche Methoden, um die Verteidigungsmoral aufrechtzuerhalten. Sogar Gefängnisinsassen wurden auf ihren Willen zur Verteidigung oder aber zur Sabotage überprüft – und entsprechend behandelt, d.h. den Verteidigungseinheiten zugeordnet oder aber noch stärker isoliert – und möglicherweise hingerichtet.

Defensiv in diesem Sinne verhielten sich aber nicht nur Städte, sondern oft auch ganze Landstriche. Die Art und Weise, wie sich die Ming-Dynastie gegen die japanischen Seeräuber im 16. Jh. und die Qing-Dynastie gegen die antimandschurischen (und ming-treuen) Rebellen um Zheng Chenggong („Coxinga“) im 17. Jh. verhielten, entspricht der in China so tief verwurzelten Verteidigungsmentalität: wurden doch die küstennahen Gebiete weitgehend entvölkert – und damit Strategien verfolgt, wie sie auch für die Verteidigung von Städten typisch gewesen waren, nämlich Maßnahmen der „verbrannten Erde“.

Hauptausdruck für diese überlokale Verteidigungsgegnung war die Große Mauer, die sich wie ein gewaltiger Drache vom Bo-Meer über 5.000 km Gebirge und Wüsten bis hin zum westlichen Jiayu-Paß windet. Die ersten Teile der Großen Mauer sind bereits im 7. vorchristl. Jh. und dann, über 20 Dynastien hinweg, bis hinein ins 20. Jh. immer wieder verbessert und aufgestockt worden. Ohne eine tiefsitzende Verteidigungsmentalität wäre dieser kontinuierliche – und ungemein kostspielige – Mauerbau wohl kaum denkbar – und für Außenstehende übrigens auch kaum erklärbar – gewesen!

Auch die räumliche Dislozierung der chinesischen Heere, die einem viele Dynastien überdauernden Schema folgte, läßt diese Permanenz von Verteidigungsbereitschaft deutlich werden: Einerseits pflegten die Truppen nämlich rund um die Hauptstadt Chang'an, andererseits aber entlang der Nord- und Nordwestgrenzen konzentriert zu sein – offensichtlich mit dem doppelten Auftrag, das Reich gegen Einfälle und Invasionen der „nördlichen Barbaren“, gleichzeitig aber auch die Zentralregierung gegen „innerer“ Rebellionen zu schützen.

Die Grenzheere erfüllten zwei verschiedene Funktionen: Entweder standen sie als Expeditionskorps für aktive oder aber als Garnisonseinheiten für die eher passive Grenzverteidigung in Bereitschaft.

<sup>24</sup>Herbert Franke, „Siege and Defense of Towns in Medieval China“, in Frank A. Kierman Jr. (ed.), *Chinese Ways in Warfare*, Harvard University Press 1974, S.151-201.



Paradoxerweise sind es vor allem Aufzeichnungen aus der historisch so weit zurückliegenden Dynastie der Han, die am besten Aufschluß über die „Wacht am Limes“ geben. Zu verdanken ist diese Kenntnis Dokumentenfunden aus der alten Kommandostadt Dunhuang in Nordwestgansu, die eine fast unerschöpfliche Fülle von Berichten, amtlichen Mitteilungen, Inventarlisten und Soldatenbriefen zutage förderten.

Jeder Garnisonsposten hatte damals bei Tag und Nacht Kontakt mit seiner Nachbarstelle zu halten, wobei ein breiter Fächer von sorgfältig elaborierten Vorsichtsmaßnahmen zu beachten war. Im Glacis waren beispielsweise breite Sandstreifen anzulegen, die sorgfältig geharkt zu sein hatten, damit jede auch noch so unscheinbare Fremdspur augenblicklich „gelesen“ werden konnte. Streng waren die Protokollierungs- und Zollüberwachungsvorschriften und schon damals wurden Polizeihunde eingesetzt und waren Reisepässe vorzuzeigen.

Charakteristisch für diese Defensivhaltung in Permanenz waren auch gewisse Strategieregeln, die z.T. ebenfalls schon während der Han-Zeit entwickelt wurden, so z.B. das berühmte „Sich mit dem Fernen verbünden, um das Nahe zu bekämpfen“ oder das „Einen Barbaren durch den anderen kontrollieren“. Auch die Heiratspolitik der verschiedenen Dynastien, die so vielen chinesischen Prinzessinnen zum traurigen Verhängnis wurde, oder aber die „Geschenkpolitik“, wie sie von den Han gegenüber den Xiongnu betrieben wurde, nicht zuletzt aber auch das Tributsystem mit all seinen präsumtiven Maßnahmen waren Ausdruck dieser Beschwichtigung- und Verteidigungshaltung – und typisch für die Machart traditioneller „Außenpolitik“.

### 1.2.1.3.3

#### Landgebundenheit und antimaritimes Credo

Die Wiege des traditionellen China hat am Mittellauf des Huanghe gestanden: in einer Landschaft, die geologisch durch Löß, soziologisch aber durch Bauerntum und bäuerliches Denken geprägt war. Luoyang und Chang'an, jene beiden Hauptstädte also, von denen aus das Reich der Mitte fast 1200 Jahre lang, d.h. weit über die Hälfte seiner historischen Biographie, gesteuert wurde, lagen psychologisch unendlich weit vom Meer entfernt, wengleich es geographisch bis dorthin eigentlich „nur“ rund 1.000 km waren. Auch die dritte Hauptstadt des Landes, nämlich Kaifeng, das von 960 bis 1127 als Zentrum des Reiches diente, lag zum Meer immer noch ein halbes Tausend Kilometer auf Distanz.

Es sollte bis zur Südlichen Song-Zeit (1127-1279) dauern, ehe das politische Zentrum des Reichs erstmals unmittelbar an die Küste heranrückte, als nämlich die Hauptstadt – immer vor den Mongolen zurückweichend – nach Hangzhou verlegt wurde.

Doch schon kurz nach Beginn der Ming-Zeit hatte China der Küste erneut den Rücken zugekehrt und seine ganze Aufmerksamkeit – wieder einmal! – der Steppe zugewandt – einer Richtung, die dann – vor allem im Anschluß an die Verlegung der Hauptstadt nach Beijing – auch unter den Qing bestimmend blieb.

Schon diese knappe Skizze zur geopolitischen Ausrichtung des Reichs läßt verständlich werden, warum das *hai* [86] (Meer) in der Han-Zivilisation eine so periphere Rolle spielt. Anders als bei seefahrenden Völkern wurde das Meer hier in der Tat auch nicht als Erweiterung, son-

dern ganz im Gegenteil als Begrenzung empfunden: Das Reich der Mitte galt nach traditioneller Darstellung als von „Vier Meeren“ (*sihai*) [87] umgeben – und dies, obwohl in Zentralasien weit und breit kein Meer ist! „*Hai*“ war also das Begrenzende schlechthin und wurde außerdem als das „Äußere“ (*wai*) [88] empfunden – ganz im Gegensatz zum *neidi* [89], d.h. dem Innenbereich.

Bezeichnenderweise standen auch Völker und Personen, die mit dem Meer zu tun hatten, bei den Chinesen von vornherein in einem schiefen Licht, ob es sich nun um Seeräuber oder um seefeste Kaufleute handelte.

Angesichts dieser psychologischen Blockade konnte die Reichsregierung auch nie ein gesundes Verhältnis zu den der Küste vorgelagerten Inseln finden, ob es sich nun um Taiwan, Hainan oder aber Hongkong handelte.

Der einzige Monarch, der sich je der südlichen Küste genähert hatte, war Xiangxing, der letzte Monarch der Südlichen Song-Dynastie, dem die nachdrängenden mongolischen Reiterheere während seiner nur zwei Jahre (1278/79) währenden Amtszeit fast pausenlos auf den Fersen geblieben waren und der sich auf einer ziellosen Flucht seinen Verfolgern bis Shekou („Schlangenmau“) nahe dem heutigen Hongkong hatte entziehen können. Hier im tiefsten Süden seines Reiches angelangt, starb er 1279 den Freitod.

Bezeichnenderweise wurde auch Taiwan erst gegen Ende des 17. Jh. in den chinesischen Reichsverband einbezogen.

Nur einmal in der Geschichte des chinesischen Kaiserreichs war die Festlandsfixierung durch eine Maritimpolitik abgelöst worden, nämlich zwischen dem 12. und dem frühen 15. Jh. Vor allem zur Zeit der Südlichen Song hatte sich das Zentrum des Reichs, wie erwähnt, tief nach Süden – und zwar bis heran an die Küste – verlagert. China entwickelte sich damals zur größten Seemacht der Welt – mit dem Hafen Quanzhou als Mittelpunkt – jener Küstenstadt, die später versandete und zu einer Art chinesischem Brügge wurde. Zu Beginn des 15. Jh. kam es, unter der Leitung des Admirals Zheng He (1371-1434), sogar zu maritimen Großexpeditionen, die bis an die Ostküste Afrikas führten.

Diese Tradition brach aber mit dem Jahr 1433 ruckartig ab, als sich nämlich das damals gerade 65 Jahre alte Ming-Regime angesichts der schon wieder einmal aus dem Norden vorstoßenden Mongolen gezwungen sah, seine Aufmerksamkeit erneut ganz der Steppe zuzuwenden und die „Große Mauer“ um Hunderte von Kilometern zu verlängern, so daß für maritime Unternehmungen kein Geld mehr übrigblieb.

Aus abwehrstrategischen Überlegungen wurde auch die Hauptstadt 1421 vom südlichen Nanjing ins nördliche Beijing verlegt, womit zugleich auch eine Verlagerung Chinas von der „Blauen Kultur“ zurück zu seiner „Gelben Tradition“ erfolgte. Dieser Rückzug und die damit verbundene „Wendung nach innen“ ging so weit, daß die Beijinger Regierung sogar auf einen offenen Schlagabtausch mit den vor allem im 17. Jh. zunehmenden Seeräuberhorden verzichtete und 1662 – also bereits unter Regie der Qing – den gesamten Küstenstreifen vom nördlichen Shandong bis hinunter zur südlichen Provinz Guangdong evakuieren ließ – mit der Folge, daß der Küstensaum verödete und das Qing-Reich erneut in die „altchinesische“ maritime Isolierung zurückverfiel.



Angesichts einer solchen Politik ist es nicht verwunderlich, daß China den damaligen europäischen Seefahrern – und europäischen Gelehrten – als eines der abgeschlossensten Länder der Welt erschien.

Bestärkt wurde die Isolierungspolitik auch noch im Gefolge einer am Ende des 19. Jh. erneut auflebenden Strategiedebatte: Um 1874 nämlich sah die Qing-Regierung das Reich wieder einmal von zwei Seiten her bedroht, nämlich im Osten durch die immer aggressiver auftretenden Japaner und im Westen durch die Mongolen. Sollte die Regierung angesichts dieser Gegebenheiten die Flotte weiter ausbauen oder aber vorrangig Expeditionstruppen für den fernen Westen bereitstellen? „Küstenverteidigung“ stand hier also erneut gegen „Grenzverteidigung“ (in Fernwest). Am Ende setzt sich dann fast programmgemäß die „Steppenooption“ durch.<sup>25</sup>

Ganz im Sinne dieser Antinomie stellte die 1988 ausgestrahlte Fernsehserie *Heshang* („Früher Tod des Gelben Flusses“) die These in den Raum, daß es, sehr im Gegensatz zur offiziellen Apologetik, keineswegs nur *ein*, sondern in Wirklichkeit ein doppeltes Reich der Mitte gebe, nämlich ein Gelbes (nach innen) und ein Blaues (nach außen gewandtes) China: Die ursprüngliche chinesische Kultur stamme aus der Lößebene: die Bewohner dort seien aus gelbem Boden geformt, lebten von „gelbem Reis“ (Hirse), wohnten in Lößhöhlen und tranken seit unvordenklicher Zeit gelbschlammiges Wasser. Urvater der Chinesen sei Huangdi, der Gelbe Kaiser, der rituell immer nur gelbe Kleider getragen habe, den „Lößweg“ gegangen sei – und unter gelbglierten Ziegeldächern zu leben pflegte. Der Schlamm des Huanghe habe sich leider auch in den Adern der Nation und in den Köpfen der politischen Elite abgelagert.

Gott sei Dank habe sich neben diesem schon so „früh abgestorbener“ Bestand später eine zweite, meereszugewandte Zivilisation entwickelt, die „Blaue Kultur“, die im südlichen China – und vor allem, wie der Film schamhaft verschwieg, in Taiwan sowie in Hongkong – zuhause sei. Hier, beim blauen Weg, lägen die chinesischen Hoffnungen. Die Gegenwart stecke freilich immer noch tief im Gelben Schlamm.

#### CHINESISCHE ZEICHEN

- [1] 天下
- [2] 狄
- [3] 羌
- [4] 羊
- [5] 野蛮
- [6] 中国
- [7] 北辰
- [8] 六部
- [9] 国
- [10] 内
- [11] 外
- [12] 治国
- [13] 平天下
- [14] 天下平
- [15] 修己
- [16] 大学
- [17] 礼
- [18] 与封建与君县

- [19] 气氛
- [20] 洛书
- [21] 井田制
- [22] 井地
- [23] 里
- [24] 公田
- [25] 私田
- [26] 井
- [27] 井然
- [28] 秩序井
- [29] 井右条
- [30] 中
- [31] 中国人
- [32] 中介
- [33] 中立
- [34] 中秋节
- [35] 中庸
- [36] 大同书
- [37] 单位
- [38] 进贡制
- [39] 贡
- [40] 尽心
- [41] 为社会主义建设贡献的自己的一切
- [42] 孝
- [43] 国家
- [44] 阴协
- [45] 弥勒佛
- [46] 多极化
- [47] 洗脑筋
- [48] 南北朝
- [49] 三彩
- [50] 五代
- [51] 领土完整
- [52] 生命线
- [53] 灵魂
- [54] 关系
- [55] 大同
- [56] 互利的双边合作
- [57] 人员往来
- [58] 是相互的
- [59] 不附带任何条件
- [60] 民主化
- [61] 一国两制
- [62] 足食足兵民信
- [63] 武
- [64] 止
- [65] 好铁不打钉,好男不当兵
- [66] 保民
- [67] 三十六计
- [68] 文
- [69] 武
- [70] 动乱
- [71] 稳定
- [72] 稳定是一切成就的基础
- [73] 没有稳定,什么事也干不成
- [74] 拨乱反正
- [75] 河殇
- [76] 城
- [77] 羊马城
- [78] 子城
- [79] 牙城
- [80] 栅
- [81] 坚壁清野
- [82] 保甲
- [83] 妨穷民
- [84] 火炮
- [85] 火枪
- [86] 海
- [87] 四海
- [88] 外
- [89] 内地

<sup>25</sup> Zu dieser Diskussion GMRB, 10.2.81.